

IV. Polykontextualität: auf dem Weg zu einer multidimensionalen Typologie

Soziale Verhältnisse lassen sich entsprechend der Luhmannschen Perspektive nicht mehr angemessen als lineare Kausalitätsverhältnisse beschreiben. Wie im vorangegangenen Kapitel deutlich wurde, kann es nicht mehr überzeugend auf unerklärte Erklärer wie Intentionalität oder subjektiv gemeinten Sinn zurückgegriffen werden, da immer auch mit guten Gründen aus einer anderen Perspektive gefragt werden kann, ob es sich hierbei nicht vielmehr um sekundäre, abgeleitete Phänomene handelt - etwa um kommunikative Zurechnungsprozesse. Systemtheoretische Beschreibungen kommen dabei schnell an einen Punkt, an dem unterschiedliche Ursache-Wirkungsbeziehungen wechselseitig einander zu bedingen scheinen, der Anfang und das Ende nicht mehr eindeutig auseinander gehalten werden können bzw. man sich beim Versuch, kausale Hierarchien zu bestimmen, bestenfalls in eine zuerst-die-Henne-oder-zuerst-das-Ei Problematik verfangen würde. Bei genauerem Hinsehen verwischen sich jedoch innerhalb der Systemtheorie Text und Kontextur, Textur und Kontextur, zu einem Brei eines beliebigen und unbestimmbaren Etwas. Vielmehr erscheinen die Verhältnisse nun als eine *polykontexturale* Ordnung, in der nun je nach eingenommenem Beobachterstandpunkt die Verhältnisse unter einer anderen Kausalität erscheinen können.¹ Selbst eine auf den ersten Blick einfache soziale Situation wie ein Forschungsinterview kann in diesem Sinne als ein komplexes System sich überlagernder Verhältnisse beschrieben werden, dass sich nur dadurch verstehen lässt, dass jeweils unterschiedliche Standpunkte eingenommen werden, wobei von jedem Blickwinkel aus, eine konkrete operative Logik auszumachen ist, die dann jedoch aus einer anderen Perspektive in einem anderen Ursache-Wirkungsverhältnis erscheinen kann.²

In der Methodologie der qualitativen Sozialforschung wird die Frage der Perspektivität sozialer Kausalitäten und dem Problem der dazugehörigen *Rahmungen* mit Ausnahme von Bohnsack kaum in systematischer Weise gestellt.³ In der Regel finden sich in der qualitativen Forschungspraxis „essentialistische“ Verdichtungen, die dann „Biografien“, „subjektiv gemeinter Sinn“, „latente Sinnstrukturen“, „Fallstrukturgesetzmäßigkeiten“ etc. zu einem (weit gehend) Beobachter unabhängigen Erklärungsprinzip verdichten. Man bleibt hier in der Regel bei einem »halbierter« Konstruktivismus« stehen (Hirschauer 2003, 104), denn ohne die Hilfsannahmen des metaphysischen Realismus scheint forschungspraktisch kaum eine Möglichkeit zu bestehen, eindeutige Ergebnisse produzieren zu können, ja überhaupt noch Wissenschaft betreiben zu können.

Mit der Systemtheorie steht uns jedoch ein dritter Weg zur Verfügung, der jenseits der Szylla des ontologisierenden Essentialismus und der Charybdis der Selbstauflösung von Forschung liegt. Anstelle nach Sein, dem Wesen der Dinge zu fragen, kann nun die Beobachterabhängigkeit selbst thematisiert werden. Es darf und muss nun gefragt werden, welche Beobachterperspektive, welche Systemreferenz in den Blick nimmt und welche Kausalitäten hierdurch aktualisiert werden. Diese Analyseperspektive erscheint zunächst aufgrund ihrer Selbstbezüglichkeit – denn der forschende Beobachter ist ja auch ein Beobachter – verwirrend. Ihre Nützlichkeit zeigt sich jedoch, wenn man die verschiedenen möglichen Beobachterperspektiven analytisch nebeneinander stellt. Denn das eigentliche Erklärungspotential besteht gerade darin, dass verschiedene Systeme, d. h. systemische Kontexturen, als gleichzeitig bestehend gesehen werden können. Erst hierdurch wird die Interpretation empirisch erhobener sozialer Geschehnisse auf der Basis einer »multidimensionalen Typologie« möglich (Bohnsack 2001b). Die untersuchten Texte und Kontexte können nun als *polykontexturale* Wirklichkeiten erscheinen.⁴

¹ Die Idee der Polykontextualität ist von dem Mathematiker und Logiker Gotthard Günther entlehnt, der hiermit eine Beschreibung von Kausalverhältnissen möglich machen wollte, die über die zweiwertige Logik hinaus geht (Günther 1978). Im Sinne seiner polykontexturalen Logik können verschiedene Kausalitäten gleichzeitig in dem Sinne wahr sein, dass die jeweiligen Ursache-Wirkungs-Hierarchien erhalten bleiben.

² Im gleichen Sinne erscheinen dann auch die Antworten auf die zentralen Fragen der abendländlichen Philosophie, etwa das Problem des freien Willens standortabhängig. Nicht zuletzt hat dies auch der Quantenphysiker Max Planck erkannt: »Von außen betrachtet ist der Wille kausal determiniert, von innen betrachtet ist der Wille frei. Mit der Feststellung dieses Sachverhaltes erledigt sich das Problem der Willensfreiheit. Es ist nur dadurch entstanden, daß man nicht darauf geachtet hat, den Standpunkt der Betrachtung ausdrücklich festzulegen und einzuhalten. Wir haben hier ein Musterbeispiel für ein Scheinproblem. Wenn diese Wahrheit auch gegenwärtig noch mehrfach bestritten wird, so besteht doch für mich kein Zweifel darüber, daß es nur eine Frage der Zeit ist, wann sie sich zur allgemeinen Anerkennung durchringen wird.« (Max Planck zitiert nach Watzlawick 1994, 116).

³ Bohnsack behandelt diese Problematik besonders im Hinblick auf die Typenbildung (Bohnsack 2001b) und die Aspekthaftigkeit wie Standortgebundenheit jeglicher Interpretation (Bohnsack 2003, 173ff.).

⁴ Um hier nochmals an das vorangegangene Kapitel anzuschließen: Ein Beobachter erscheint nun jeweils als eine systemische Kontextur, die durch ihre jeweiligen standortabhängigen Unterscheidungen jeweils einen spezifischen Kausalitätszusammenhang herstellt bzw. regeneriert. Innerhalb der Luhmannschen Konzeption braucht der Beobachter nicht mehr subjektphilosophisch konzipiert werden, sondern kann in genereller Form als *Beobachtung*, nämlich als unterscheidendes Unterscheiden gesehen werden. In diesem Sinne kann nicht nur das Bewusstseinssysteme

Ein Interview: zwei Bewusstseine und ein Interaktionssystem

Nehmen wir das Beispiel eines Forschungsinterviews, in dem eine Oberärztin im Kontext einer Krankenhausstudie von einem Soziologen zu ihrem Entscheidungsverhalten befragt wird. Auf den ersten Blick erscheinen hier zunächst drei Kontexturen: Das psychische System des Interviewers, das psychische System der Ärztin, sowie das sich im Gespräch entfaltende Interaktionssystem. Bei den beiden erst Benannten handelt es sich um Bewusstseinsysteme. Die Ärztin wie auch der Soziologe denken – manchmal laut artikulierend, manchmal nur still vor sich hin – ihre Bewusstseine prozessieren vor sich hin, indem jeweils von dem anderen unbeobachtbar Gedanken an die vorhergehenden Gedanken anschließen. Irritiert wird dieser Prozess durch Sinneswahrnehmungen, an die dann ebenfalls Gedanken anschließen können. Das Erleben des Einen muss dem des jeweils anderen aus prinzipiellen Gründen intransparent bleiben; grundsätzlich besteht kein Zugang zu den Gefühlen, Intentionen und Absichten eines anderen Bewusstseins. Ego kann Alter jedoch entsprechende Motive zurechnen. Möglicherweise kann der eine versuchen, des anderen Erleben intuitiv durch Perspektivenübernahme zu simulieren, etwa im Sinn von Simon als »empathischer Analogieschluß«, im Sinne von Simon {, 1988 #473ff.@84). Wittgensteins Diskurs über den Schmerz folgend, ist jedoch die Grenze zwischen Verstehen und unmittelbarer Erfahrung auch hierdurch nicht zu überbrücken. Die subjektive Erfahrungsqualität des einen kann (unüberprüfbar) auch immer anders sein als die simulierte Perspektivenübernahme. Die kategoriale Differenz zwischen “erster-Person-Perspektive” und “zweiter-Person-Perspektive” ist untilgbar. Nichtsdestotrotz bestehen diese Kontexturen und tragen zur Entfaltung des Geschehens bei. Beispielsweise können die aneinander gestellten Erwartungen, die projizierten Wirklichkeitssimulationen durch die Reaktionen des jeweils anderen enttäuscht werden. Die Reaktionen auf solche Enttäuschungen können vom anderen wiederum als Irritationen erlebt werden, auf die dann wiederum reagiert wird, was dann den anderen unter Umständen irritiert.

Schließlich entfaltet sich über die beiden psychischen Systeme hinaus eine „Kommunikation unter Anwesenden“, also ein Interaktionssystem.⁵ Da die beiden Akteure sequenziell aufeinander Bezug nehmen, löst Kommunikation Kommunikation aus. Entsprechend entsteht – wenn auch nur für begrenzte Zeit – ein soziales System, das eine spezifische Diskursorganisation entfaltet, das darüber entscheidet, welche Themen behandelt werden und welche nicht, und das schließlich eine eigene Geschichte gewinnt, also eine Struktur, die an Vergangenes, an das, was schon gesagt wurde, anschließen lässt. Ein solches System lässt sich nur als überindividuelles Phänomen verstehen, denn das, was geschieht, und wie die Interaktion sich in ihrem Verlauf entfaltet und organisiert, liegt nicht mehr in der Kontrolle eines einzelnen Akteurs. Erst Anschlüsse der Kommunikation entscheiden, was in ihr geschieht, in welcher Form sich das System also entfaltet. Das, was in der Interaktion passiert, ist also nicht mehr auf die Absichten der beteiligten „Bewusstseine“ zurückzuführen. So können hier Dinge geschehen, etwa Streit, der von den beteiligten Einzelakteuren zuvor nicht intendiert war, von der Kommunikation heraus gesehen jedoch eine nachvollziehbare Eigenlogik zeigen kann. Die Einsicht, dass hier verschiedene Kontexturen gleichzeitig wirksam werden, hilft uns, die üblichen methodologischen Verkürzungen zu überwinden. Selbst das narrative Interview kann nun nicht nur als Widerspiegelung der psychischen Strukturen des Informanten erscheinen, sondern stellt immer auch Interaktion dar. Aber ebenso können nun nicht mehr in soziologistischer Verkürzung die „objektiven“ Regeln des Interaktionssystems als die eigentliche Sinnstruktur begriffen werden, da hierdurch die Offenheit und Kontingenz der Aushandlung des Geschehens zwischen verschiedenen Bewusstseinsystemen unterbewertet wird. Nicht zuletzt muss - auf diese Problematik hat insbesondere Pierre Bourdieu umfassend hingewiesen {Bourdieu, 2001 #47}(Bourdieu 1998), dass auch der Forscher Standort gebundene Unterscheidungen trifft, die jeweils nur Bestimmtes sehen lassen und Anderes verdecken. Seine eigene kognitive Struktur stellt also ebenfalls eine innerhalb des Forschungsprozesses wirkende Kontextur dar.

Kontingenzbewältigung oder: die Einheit der Disziplin

Die jeweils unterschiedlichen Kausalitäten bestehen hier nebeneinander und ineinander. Das “entweder-oder” der Kausalität kann jedoch in einem “Sowohl-als-auch” überwunden werden, wenn unterschiedliche Orte der Wirkkette angenommen werden. Für das Gesamtsystem existiert dann jedoch keine letzte Begründung mehr, denn was »Grund

unterscheiden, sondern auch Kommunikationssysteme, in denen dann jeweils etwas Bestimmtes gegenüber anderem unbestimmt Bleibenden benannt und unterschieden wird. Indem ein Kommunikationszusammenhang jeweils eine spezifische Semantik entwickelt, die ihn als eine identifizierbare Struktur erscheinen lässt, wird er zu einem Sinnsystem, d. h. zu einem sich selbst reproduzierenden Sinnzusammenhang. Die Besonderheit der systemtheoretischen Analyse liegt nun darin, Systeme unter dem Blickwinkel zu beobachten und zu unterscheiden, wie diese sich durch ihr eigenes Operieren (d. h. Unterscheiden) eine Semantik erzeugen, die dann einem äußeren Beobachter als System erscheinen kann.

⁵ Grund legend zur Interaktion unter Anwesenden aus systemtheoretischer Sicht siehe Kieserling (1999).

und was Begründetes ist, wird geregelt durch den Standort der Begründung. Der Wechsel des Standortes regelt den Umtausch von Grund und Begründetem. Jeder Ort der Begründung ist in diesem Fundierungsspiel Grund und Begründetes zugleich. Orte sind untereinander weder gleich noch verschieden; sie sind in ihrer Vielheit voneinander geschieden. Die Ortschaft der Orte ist bar jeglicher Bestimmbarkeit« (Kaehr 1993, 170). Bewusstsein irritiert die Kommunikation, und das sich hieraus entfaltende Interaktionssystem irritiert die beteiligten Bewusstseinsysteme. Nur lokal lassen sich Kausalitäten beschreiben. Die analytische Unbestimmbarkeit unseres einfachen dyadischen Interaktionssystems scheint auf den ersten Blick recht unbefriedigend und in diesem Sinne lassen sich die klassischen methodologischen Verkürzungen als Versuch der sozialwissenschaftlichen Tradition sehen, die Paradoxien zirkulärer Kausalitäten zu vermeiden, indem jeweils eine Ebene der Beschreibung konstant gesetzt wird. Über den üblichen Schulenstreit hinweg betonen wir jedoch die Einheit der Disziplin. Die unterschiedlichen Dogmen und die hierdurch erzeugten blinden Flecken erscheinen uns dann jeweils als Lösungsversuche eines gemeinsamen Bezugsproblems, nämlich wie Sinnverstehen angesichts einer solch komplexen Ausgangslage möglich ist. Da es untragbar erscheint, dass selbst ein einfaches dyadisches Interaktionssystem analytisch nicht zu bestimmen sei, wird die Kontingenz des Geschehens dann üblicherweise durch einen dieser methodologischen Reduktionismen geschlossen. Wo kann interpretative Sozialforschung nun sonst noch ansetzen, wenn der untersuchte Gegenstand nun weder strukturalistisch durch Regeln, noch subjektivistisch durch ableitbare Intentionen⁶ zu bestimmen sei? Die Systemtheorie argumentiert hier wiederum aus der funktionalistischen Perspektive. Die Kontingenz des Geschehens fordere eine Problemlösung heraus, führe dann zu Orientierungen, die schließlich dann als selbstreferentielle, selbst erzeugte Sinnstrukturen gewissen Bestand zeigen.

Das Problem der doppelten Kontingenz und seine Lösung: semantische und formale Strukturen

Kehren wir nun zu unserem Beispiel des Forschungsinterviews zurück. Auch hier erscheint die Ausgangslage komplex. Die verschiedenen beteiligten Systeme sind nun gefordert in gemeinsamer Koproduktion das Problem der *doppelten Kontingenz* zu lösen: *Ego* kann *Alters* Verhalten nicht vorhersehen und *Alter* kann *Egos* Verhalten nicht vorhersehen. Sowohl *A* als auch *B* können sich immer auch anders verhalten als erwartet. Gerade diese Lage führt zu einer wechselseitigen *Bestimmung*. *Ego* orientiert sich am Verhalten von *Alter* und *Alter* orientiert sich am Verhalten von *Ego*. *Ego* gibt dem Verhalten von *Alter* Bedeutung, indem es sein Verhalten anschließt. *Alter* wiederum agiert auf *Egos* Verhaltenskonsequenz mit erneutem Verhalten. *Alter* und *Ego* lernen von einander und selektieren Verhaltensmuster, das heißt *beständige* Verhaltenssequenzen, denen sie in ihren Interaktionen *Sinn* geben. Da beide Systeme sich an der Umwelt orientieren, also kognitive Systeme sind, zeichnen sich beide Interaktionspartner dadurch aus, nach anschlussfähigen Mustern zu suchen, um diese dann in rekursiver Interaktion zu bestätigen. Auf der semantischen Ebene werden nun Themen vorgeschlagen und ausdifferenziert. Auf der Ebene der Diskursorganisation entwickelt sich eine *Form* der Behandlung dieser Themen. Der Diskurs kann sich beispielsweise in paralleler, antithetischer oder oppositioneller Form entfalten (vgl. Przyborski 2003). Aufgrund der beschriebenen Ausgangslage sind Interaktionssysteme eher fragil.⁷

Ohne gemeinsames Thema, scheint kein Grund zu bestehen, sie weiter zu prozessieren und bei Dissens drohen sie auseinander zu fallen. Die Kontingenz des Geschehens, erst das Wechselspiel von Offenheit und Bedingtheit, wird so zum Möglichkeitsraum für die Entstehung sozialer Strukturen, denn für die beteiligten Akteure lässt gerade die

⁶ Hier findet dann oftmals noch eine rationalistische Verkürzung auf um-zu-Motive im Sinne der Rational-Choice-Theorie statt. Hierdurch erscheint Kommunikation primär als Prozess, in dem die Akteure die Erfolgchancen ihrer eigenen Interessen unter dem Aspekt der Folgen und Nebenfolgen abwägen (vgl. Hill 2002).

⁷ Um es in Luhmanns Worten auszudrücken: »Wenn jeder kontingent handelt, aber auch anders handeln kann und jeder dies von sich selbst und den anderen weiß und in Rechnung stellt, ist es zunächst unwahrscheinlich, daß das eigene Handeln überhaupt Anknüpfungspunkte (und damit: Sinnggebung) im Handeln anderer findet; denn die Selbstfestlegung würde voraussetzen, daß andere sich festlegen, und umgekehrt [...] Wir müssen uns jetzt der Frage stellen, wieso das Problem der doppelten Kontingenz „sich selbst löst“; oder weniger zugespitzt formuliert: wie es dazu kommt, daß das Auftreten des Problems einen Prozeß der Problemlösung in Gang setzt. Entscheidend hierfür ist der selbstreferentielle Zirkel selbst: Ich tue, was Du willst, wenn Du tust, was ich will. Dieser Zirkel ist, in rudimentärer Form, eine neue Einheit, die auf keines der beteiligten Systeme zurückgeführt werden kann. In dieser Einheit hängt die Bestimmung eines jedes Elements von der eines anderen ab, und gerade darin besteht die Einheit. Man kann diesen Grundtatbestand auch als eine sich selbst konditionierende Unbestimmtheit charakterisieren: Ich lasse mich von Dir nicht bestimmen, wenn Du Dich nicht von mir bestimmen läßt. Es handelt sich, wie man sieht, um eine extrem instabile Kernstruktur, die sofort zerfällt, wenn nichts weiter geschieht. Aber diese Ausgangslage genügt, um eine Situation zu bilden, die die Möglichkeit birgt, ein soziales System zu bilden. [...] Dieses soziale System gründet sich mithin auf Instabilität. Es realisiert sich deshalb zwangsläufig als autopoietisches System. Es arbeitet mit einer zirkulär geschlossenen Grundstruktur, die von Moment zu Moment zerfällt, wenn dem nicht entgegenwirkt wird« (Luhmann 1993, 165f.).

Undurchschaubarkeit des Gegenübers die wechselseitige Konditionierung im sozialen Prozess attraktiv erscheinen.⁸ Aus der Perspektive der beteiligten Bewusstseinsysteme stellt soziales Verhalten ein Versuch dar, ein Erkennen und Handeln, Verhalten und Kognition in Einklang zu bringen. Dies geschieht dann über die Bildung von wechselseitigen Mustern von Erwartungen und Erwartungserwartungen. Aus dem Blickwinkel der selbstreferentiellen Genese sozialer Systeme („Kommunikation löst Kommunikation aus“) sind immer mehrere Lösungen möglich, wie diese Aufgabe gelöst werden kann. Im Hinblick auf die Erschaffung einer konsistenten Wirklichkeit der beteiligten Interaktionspartner können beispielsweise sowohl die Kooperation zweier Organismen als auch der vollständige Kontaktabbruch eine gelungene Lösung darstellen. Die Perspektiven brauchen dabei nicht kongruent zu sein, man braucht sich nicht zu „verstehen,“ oder die gleiche Wirklichkeitsinterpretation zu teilen, um miteinander in Interaktion zu treten. Allerdings stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen ein Interaktionssystem bei zunehmender Perspektiveninkongruenz der beteiligten Interaktionspartner aufrechterhalten werden kann. Je weniger die Interaktion aus sich heraus, also selbstläufig ihre Themen findet, also nicht auf eine eigene Geschichte zurückgreifen kann, desto mehr werden zusätzliche Gründe benötigt, die Zumutung weiterer Unsicherheiten zu ertragen, denn unwahrscheinliche Kommunikation muss motiviert werden, um Bestand gewinnen zu können.

Gesellschaft als Reservoir bewährter Semantiken

Nicht zuletzt kann die „Gesellschaft“⁹ eine Reihe bewährter Semantiken anbieten, die gewissermaßen als Eigenwerte erfolgreicher Kommunikation gesehen werden können. Gesellschaftstheoretisch gesprochen: es bestehen hier funktionale Rahmungen, d. h. systemische Kontexturen, an die sich die Interaktion thematisch ankoppeln kann.

Um dies am Beispiel der Arzt-Patient-Interaktion aufzuzeigen: Vergleichende Untersuchungen zur Lebenswelt von Ärzten und Patienten zeigen auf, dass nur in sehr begrenzten Umfang davon ausgegangen werden kann, dass Ärzte und Patienten im Hinblick auf Krankheitsursachen, Heilungsmöglichkeiten und organisationaler Wirklichkeit eine gemeinsame Wirklichkeit teilen.¹⁰ Nichtsdestotrotz scheint die Arzt-Patient-Beziehung zumindest in funktionaler Hinsicht das Behandlungssetting zu tragen. Auch wenn für den äußeren Beobachter erhebliche Diskrepanzen in den unterschiedlichen Perspektiven bestehen, die für ihn im Einzelfall sogar den Charakter von Täuschung annehmen kann, scheint die eigentliche Interaktion zwischen Arzt und Patient hiervon weitgehend unberührt zu bleiben. Die gesellschaftliche Kontextur des Gesundheitssystem bietet mit seinen institutionalisierten Rollen einen mehr oder weniger stereotypisierten Wissensbestand an, an dem sich die jeweiligen Interaktionspartner ankoppeln können, ohne dabei wissen zu müssen, was auf der jeweils anderen Seite wirklich vorgeht.

Die gesellschaftlichen Semantiken erscheinen hier gleichsam als eingefahrene Gleise, auf die als generalisierte Schemata bei Bedarf rekurriert werden kann, die von der Interaktion als gebahnte Lösungswege angelaufen werden können. Insbesondere die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien der gesellschaftlichen Funktionssysteme erscheinen hier sozusagen als tiefe Spurrillen. Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Religion, Erziehung, Gesundheit, Familie, Romantische Liebe, etc. stellen in diesem Sinne bewährte Rahmungen und stereotype Orientierung zur Verfügung, in die dann die Wirklichkeitsinterpretation bei Bedarf einrasten kann. Auch wenn in Interaktionen immer auch anderes geschehen mag als die Erfüllung der primären Funktionsbezüge – prinzipiell kann hier *nichts* nicht als Thema versucht werden –, so stellt dieser jedoch einen sicheren Hafen dar, der bei erhöhter Kontingenz immer wieder angelaufen werden kann und so die Interaktion thematisch strukturiert. So kann dann beispielsweise die Arzt-Patient-Interaktion ihr anschließendes Thema immer in der Frage nach der Diagnose und Therapie von Krankheit finden, die Käufer-Kunden-Interaktion darin, ob denn noch eine Zahlung zu erwarten sei, die Seelsorger-Klient-Beziehung im Bedarf nach transzendentaler Sinngebung, die Liebe im Anspruch, verstanden zu werden, usw.

⁸»Ein soziales System baut nicht darauf auf und ist auch nicht darauf angewiesen, daß diejenigen Systeme, die in doppelter Kontingenz stehen, sich wechselseitig durchschauen und prognostizieren können. Das soziale System ist gerade deshalb System, weil es keine basale Zustandsgewißheit und keine darauf aufbauenden Verhaltensvorhersagen gibt. Kontrolliert werden nur die *daraus folgenden* Ungewißheiten in Bezug auf das *eigene* Verhalten der Teilnehmer. [...] Die Unsicherheitsabsorption läuft über die Stabilisierung von Erwartungen, nicht über die Stabilisierung des Verhaltens selbst, was natürlich voraussetzt, daß das Verhalten nicht ohne Orientierung an Erwartung gewählt wird« (Luhmann 1993: 157).

⁹ Indem in der Systemtheorie je nach Beobachterstandpunkt die Gesellschaft als Medium wie auch als System erscheint, läßt sich das Verhältnis der Gesellschaft zu sich selbst unter der Doppelung „Gesellschaftsstruktur und Semantik“ beschreiben, d. h. als semantische Form, die in sich selbst zu sich selbst in Differenz treten kann. Vgl. hierzu insbesondere Luhmann (1998, 9ff.).

¹⁰ In methodologisch vorbildlicher Weise zeigt dies Anja Hermann am Beispiel einer onkologischen Spezialklinik auf, indem auf der Basis von Feldbeobachtungen und Interviews an der selben Falltrajektorie für die Ärzte, Pflegekräfte, Angehörigen und Patienten jeweils unterschiedliche Sinnsphären rekonstruiert werden können. Insbesondere im Hinblick auf das, was Heilung und Therapie bedeutet bestehen oft recht konträre Sinnkonzeptionen (Hermann 2004).

Gesellschaftliche Semantik und Interaktionsdynamik erscheinen hier nun in einem dynamischen Wechselspiel von Rahmen und Rahmung, Ermöglichung und wechselseitiger Reproduktion. Die jederzeit aktualisierbaren systemischen Kontexturen stellen sowohl als Ursache, wie auch Lösung, Ausgangspunkt, wie auch als Problem kommunikativer Prozesse dar. Sie erscheinen als selbstreferentieller Eigenwert kommunikativer Prozesse, gleichzeitig als Einsatz wie auch als Gewinn. Die Gesellschaft stellt hier gleichsam das Medium dar, welches bewährte Sinnkontexturen zur Verfügung stellt, auf die dann in der Kommunikation bei Bedarf, insbesondere unter Bedingung erhöhter Unsicherheit, zurückgegriffen werden kann und muss. Die Interaktion ist hierbei jedoch keineswegs als simpler Vollzug von Rollen zu verstehen. Wie insbesondere André Kieserling (1999) ausformuliert hat, kann Interaktion auch in Kontrast zur „Gesellschaft“ gehen. Sie kann sich aufgrund ihrer jeweils eigenen Geschichte gegenüber den gesellschaftlichen Semantiken absetzen, die für sie nun als Umwelt erscheinen.¹¹

Konjunktive Erfahrung und Interaktionssysteme

Mit der Unterscheidung von Interaktionssystem und Gesellschaft eröffnet sich auch eine systemtheoretische Interpretation der zwei Sinnebenen der dokumentarische Methode. Auf der einen Seite stehen nun die Sinnformen, welche in typologisch abstrahierter Form vermittelt- und nachvollziehbar sind. Dass beispielsweise ein Arzt ein starkes Schmerzmedikament verschreibt, *um* einem Patienten unnötiges Leiden zu ersparen, ist unmittelbar und ohne näheres Verständnis des Kontextes versteh- und kommunizierbar. Als kommunikative Wissensbestände erlauben sie als »Common-Sense-Typenbildung« die reziproke Antizipation von Rollenerwartung und bilden so ein »Orientierungsschema« (Bohnsack 2001a), um auch ohne konkrete Kenntnisse über die realen Lebensbedingungen des kommunikativen Gegenübers mit diesem rechnen zu können. Ohne Detail- und Kontextwissen kann dieser in die eigenen Handlungsentwürfe einbezogen und kommunikativ adressiert werden. Ihre Motive sind kommunikativ in typologisch abstrahierter Form vermittelt- und nachvollziehbar.¹² Dass beispielsweise ein Arzt ein starkes Schmerzmedikament verschreibt, *um* einem Patienten unnötiges Leiden zu ersparen, ist unmittelbar und ohne näheres Verständnis des Kontextes versteh- und kommunizierbar. Als kommunikative Wissensbestände erlauben sie als »Common-Sense-Typenbildung« die reziproke Antizipation von Rollenerwartung und bilden so ein »Orientierungsschema« (Bohnsack 2001b, 229), um auch ohne konkrete Kenntnisse über die realen Lebensbedingungen des kommunikativen Gegenübers mit diesem rechnen zu können. Ohne Detail- und Kontextwissen kann dieser in die eigenen Handlungsentwürfe einbezogen und kommunikativ adressiert werden.

Demgegenüber zielt der *dokumentarische Sinngehalt* auf einen anderen Modus der Sozialität, nämlich auf den so genannten *konjunktiven Erfahrungsraum*, wie Bohnsack diesen Modus anlehnend an Mannheim bezeichnet, resultiert. »So kann beispielsweise die Äußerung „Wie geht es denn heute?“ im Kontext der Institution oder Rollenbeziehung Arzt/Patient von diesen beiden als formelle Einleitung der Anamnese, also der Erhebung der Krankengeschichte des Patienten, reziprok, also wechselseitig typisiert werden. Dies ändert sich allerdings, wenn Arzt und Patient einander näher kennen, möglicherweise befreundet, d. h. durch biografische Gemeinsamkeiten miteinander verbunden sind. Wie der Patient unter diesen Bedingungen die Frage beantwortet, hängt auch von der Gemeinsamkeit des biographischen Erlebens ab. Derartige Gemeinsamkeiten konstituieren einen verbindenden Erfahrungszusammenhang, einen „konjunktiven Erfahrungsraum“, wie der Wissenssoziologe Karl Mannheim (1980, 211) es genannt hat. *Konjunktive Erfahrung* ist unterhalb der institutionalisierten und rollenförmigen Wissensbestände angesiedelt, unterhalb der „kommunikativen“ Wissensbestände, wie ich sie im Anschluß an Mannheim bezeichnen möchte« (Bohnsack 1998, 109). Im Sinne unserer systemtheoretischen Beschreibung lässt sich die Unterscheidung zwischen den beiden Sinnebenen auch als Differenz zwischen Gesellschaft und Interaktion fassen, als Differenz zwischen der Praxis, welche

¹¹ Auf den ersten Blick erscheint hier die paradoxe Figur, dass hier die Interaktion als Teil der Gesellschaft in Differenz zur Gesellschaft gehen kann. Verständlich wird dieser Vorgang jedoch, wenn man beachtet, dass hier jeweils unterschiedliche Systemreferenzen aktualisiert werden: »Als allgemeine Sozialtheorie bietet die Systemtheorie jedoch nicht nur den Vorzug, daß sie es gestattet, Aussagen über Interaktion und Aussagen über Gesellschaft innerhalb einer konsistenten Theoriesprache zu formulieren. Sie erlaubt es auch, daß beide Typen von Aussagen am selben Objekt kombiniert werden. Wählt man die Systemreferenz Interaktion, dann kommt die Gesellschaft als soziale Umwelt dieses Systems in Betracht, die innerhalb des Interaktionssystems beachtet oder nicht beachtet werden kann. Wählt man die Systemdifferenz Gesellschaft, dann müssen Interaktionen als soziale Systeme behandelt werden, die sich innerhalb des Gesellschaftssystems ausdifferenzieren« (Kieserling 1999, 214).

¹² Die »Common-Sense-Typenbildung« hat eine zweckrationale Architektur und folgt dabei einer deduktiven Logik. In der Zweck-Mittel-Relation wird hier der Handlungsentwurf bzw. das Handlungsmotiv von der Handlungspraxis abgetrennt. Die Akteure »objektivieren oder verdinglichen« innerhalb dieser Zuschreibung sozusagen ihr eigenes Handeln. Diese Art der »Typisierung von Orientierungsschemata« findet sich einerseits »im Bereich der Common-Sense-Theoriebildungen«, andererseits »dort, wo Ablaufprogramme des Handelns in objektivierter und normierter Form vorgeschrieben sind, also im Bereich des institutionalisierten und rollenförmigen Handelns« (Bohnsack 2001a, 229).

sich in der Kommunikation von Anwesenden vollzieht und den institutionellen Wirklichkeiten, welche sich als abstraktere kommunikative Realitäten reproduzieren.

Gesellschaftliche Kontexturen und Goffmans Rahmenbegriff

Mit der systemtheoretischen Unterscheidung unterschiedlicher Sinnkontexturen eröffnet sich ein systemtheoretisches Verständnis von Rahmungsprozessen. Rahmen und Rahmung lassen sich nun als dynamisches Wechselverhältnis von Gesellschaft und Kommunikation begreifen. Erving Goffman entwickelte seinen Rahmenbegriff bekanntlich in Anlehnung an Gregory Batesons Untersuchungen zum Spielverhalten von Tieren.¹³ Je nach Kontext zeigt hier dasselbe Verhalten eine vollkommen andere Bedeutung: Innerhalb der eigenen Gruppe erscheint das Kampfverhalten als Spiel, in Beziehung zu Fremden als Kampf, wobei zu beachten ist, dass das »Spielverhalten etwas an sich bereits Sinnvollem genau nachgebildet« ist, nämlich dem Kämpfen als »einer wohlbekannten Art orientierten Handelns« (Goffmann 1996, 52). Dem *Rahmen* entspricht dabei eine Wirklichkeitssicht, eine Perspektive, in der ein gegebenes Problem gesehen und verstanden werden kann. Rahmen stellen gewissermaßen das Organisationsprinzip der menschlichen Erfahrung und Interaktion dar. Die Rahmenanalyse dient dabei im Wesentlichen der Klärung »dessen, was in Interaktionen und Aktivitäten eigentlich vor sich geht« (Knoblauch 2000, 172). Unterschiedliche Rahmen führen zu verschiedenen Problemsichten, wobei jedoch der konkret Handelnde, wenn er »ein bestimmtes Ereignis erkennt«, dazu neigt, »seine Reaktion faktisch von einem oder mehreren Rahmen oder Interpretationsschemata bestimmen zu lassen, und zwar von solchen, die man primäre nennen könnte. [...] Ein primärer Rahmen wird eben so gesehen, dass er einen sonst sinnlosen Aspekt der Szene zu etwas Sinnvollem macht« (Goffmann 1996, 31).

Die primären Rahmen bilden jedoch ihrerseits das Ausgangsmaterial für weitere Sinntransformationen: Rahmen können *moduliert* werden - etwa in dem Sinne, dass eine ursprünglich ernsthafte oder gar bedrohliche Situation nun in den Kontext von Spiel, Simulation oder einer Übung transformiert wird. »Die Modulation ist eine grundlegende Art der Transformation eines Stückes Handlung, die dabei in allen Einzelheiten als Muster für etwas anderes dient. Anders ausgedrückt, Modulationen sind eine grundlegende Art der Anfälligkeit des Handelns« (Goffmann 1996, 98). Goffman benennt fünf Formen der Modulation: »So-tun-als-ob«, »Wettkampf«, »Zeremonie«, »Sonderaufführungen« und »In-anderen-Zusammenhang-Stellen«. Als Grenzfall einer *Modulation* im Sinne von *so-tun-als-ob* entsteht die Täuschung, in der nur ein Teil der Kommunikationspartner über das Manöver Bescheid weiß. Im Sinne einer „Täuschung in guter Absicht“ können etwa der Krankenkasse medizinische Gründe genannt werden, um einen Patienten aus sozialen Gründen etwas länger im Krankenhaus behalten zu können. Goffman sieht in der medizinischen Behandlung gar das »Musterbeispiel paternalistischer Täuschung«, denn hier herrsche »die klassische Gewohnheit, schlechte Nachrichten einem Patienten vorzuenthalten, der bald sterben wird oder dessen Situation hoffnungslos ist« (Goffmann 1996, 117). Insbesondere die Sinntransformationen der Formen »so-tun-als-ob« und »in-anderen-Zusammenhang-stellen« lassen etwa im ärztlichen Handeln zusätzliche Freiheitsgrade erscheinen. Indem Goffman solche Rahmungen als einen sozialen Prozess beschreibt, erlaubt er die Untersuchung dieser Konstruktionen unter dem Blickwinkel der Inszenierung.

Wenngleich Goffmans Werk es Nahe legt, dieses Phänomen im Sinne einer subjektphilosophischen Interpretation zu lesen – hier sind es jeweils die individuellen Akteure, die sich auf der Bühne des Sozialen möglichst vorteilhaft präsentieren möchten – können die Rahmungsvorgänge im Sinne einer systemtheoretischen Interpretation auch als überindividuelle Prozesse verstanden werden. Der das Einzelbewusstsein transzendierende Kommunikationsbegriff weist hier den Weg. Anstelle sich von der Theatermetapher verführen zu lassen, können die Rahmungsprozesse wohl auch im Sinne der ursprünglichen Intention der Bateson'schen Arbeiten – nun auch als kommunikativ hergestellte Vorgänge verstanden werden, die entsprechenden gesellschaftlichen Semantiken folgen.¹⁴ Ob gespielt wird oder bitterer Ernst ist, ob es üblich ist, über den Schweregrad einer Krankheit hinwegzutäuschen, oder nicht, braucht hier nicht mehr als Entscheidung eines Einzelnen verstanden werden, sondern kann nun im Sinne von Bohnsack kollektiver bzw. gesellschaftlich formatierter¹⁵ Orientierungsrahmen verstanden werden. Goffmans Rahmenanalyse kann nun im

¹³ Vgl. hierzu Bateson (1992, 241ff.).

¹⁴ Gründe für die Rezeption von Bateson unter einem überpersonalen Blickwinkel finden sich nicht zuletzt in Batesons letztem, unvollendetem Werk (Bateson/Bateson 1993).

¹⁵ Bohnsack spricht in diesem Zusammenhang von kollektiven Rahmungen, die auf einer gemeinsamen Erfahrungsschichtung beruhen. Da diese Schichtung jedoch keine Gemeinschaft im Sinne von geteiltem Leben voraussetzt, sondern nur eine strukturell homologe Erfahrungsdimension, kann hier, ohne eine Theoriekonfusion zu betreiben, auch von gesellschaftlich formatierten Orientierungsrahmen gesprochen werden (Patient A braucht Patient B nicht persönlich gekannt zu haben, um feststellen zu können, dass sich im Vergleich ihrer Erfahrungen als Patient Homologien zeigen).

Sinne von Willems (1997, 59) als eine »zweidimensionale „Meta-Analyse“« gesehen werden, als ein Analysesystem von »Analysesystemen« (Rahmen) und „Analysepraxen« (Rahmungen).

Im Sinne der für systemtheoretische Analysen konstitutiven Beobachtung zweiter Ordnung, kann nun zum einen beobachtet werden, *wie* jemand schaut, zum anderen untersucht werden, wie die Bedingungen dieses Schauens hergestellt werden, denn die Rahmenanalyse fokussiert auf »reflexive und metakommunikative Sinntatsachen, die (Bedeutungs-, Handlungs-)Felder, Sphären oder Welten konstituieren, ohne Sequenzen zu determinieren« (Willems 1997, 309). Das Verhältnis von Offenheit und Notwendigkeit, Kontingenz und Schließen wird nicht vorschnell getilgt, sondern kann als in der Interaktion und Kommunikation zu entfaltender Prozess begriffen werden. In diesem Sinne schärft die Rahmenanalyse den Blick für Widersprüche und Doppeldeutigkeiten, die sich dann auch in speziellen „Markierungen“ innerhalb der Kommunikationen der beteiligten Akteure zeigen. Beispielsweise können die Geltungsbereiche mancher Aussagen relativiert werden - etwa indem man Dinge sagt, um zugleich deutlich zu machen, dass dies nicht so gemeint sei. In vielen Kommunikationen werden zugleich die »Bezugssysteme«, die »Anhaltspunkte« mitkommuniziert, welche auf die »eingeklammerten Kommunikationsteile hinweisen und eine sonst konventionelle Bedeutung in einem anderen Licht erscheinen lassen, z. B. bei ironischen Nebenbemerkungen, indirekter Rede, scherzhaften Anspielungen usw.; und Hörer-Signale, daß die damit verbundene Sinnesänderung erkannt worden ist« (Goffman 1978, zitiert nach Willems 1997, 312).

Wenn etwa Ärzte – was im Feld oft zu beobachten ist – zynisch oder gar boshaft über ihre Patienten und die ihnen angetragenen therapeutischen Eingriffe sprechen, so wäre dies in Goffmans Sinne weniger im Lichte eines besonderen ärztlichen Sadismus zu deuten, denn eher als Versuch zu werten, die Spannungen zwischen den unterschiedlichen Realitätsebenen zum Ausdruck zu bringen, welche innerhalb der institutionellen Logik der Krankenbehandlung systemisch ausgeblendet bleiben müssen. Aussagen können rekontextualisiert werden, indem sie in eine Hierarchie von Einklammerungen eingebettet werden. Interaktionen gewinnen hierdurch zusätzliche Freiheitsgrade, da die Rahmung, unter der eine Kommunikation verstanden werden kann, eine Zeitlang offen gelassen werden kann: Indem Widersprüche, unangemessen erscheinende Ausdrucksformen etc. von ihnen in ihrem Geltungsbereich eingeschränkt werden, können diese entschuldigt werden – man hat es nicht so gemeint, selbst wenn man dann doch so handelt. Man kann sich beispielsweise an die Aufklärung über eine Krankheit schrittweise herantasten, ohne vorschnell alternative Ausgänge zu verschließen.

Ein „begrenzter Komplex grundlegender Interpretationsschemata“

Dennoch – und dies ist für die soziologische Analyse entscheidend – öffnet die Rahmenanalyse nicht das Tor für eine beliebige Vielfalt verschiedener Wirklichkeitsinterpretationen, sondern ermöglicht erst die Extraktion übergeordneter Strukturen in der Konstruktion sozialer Wirklichkeiten. Sie erlaubt, methodisch kontrolliert von den inhaltlichen Details der Einzelerfahrungen zu abstrahieren; gestattet es, die jeweiligen Formen der Kontextualisierung zu typologisieren und führt schließlich zu einem übergreifenden Muster der Strukturierung von Erfahrung: »Nehmen wir nun an, es gibt in einer gegebenen Kultur einen begrenzten begrifflichen Rahmen zur Strukturierung von Situationen, einen begrenzten Komplex grundlegender Interpretationsschemata (mit jeweils unbegrenzten Realisierungsmöglichkeiten), so daß der gesamte Komplex potentiell auf ‚dasselbe‘ Ereignis anzuwenden ist. Nehmen wir weiterhin an, daß diese fundamentalen Systeme ihrerseits ein umfassendes System – ein System von Systemen bilden. Wenn wir dann von einem einzigen Ereignis aus unserem eigenen Kulturkreis, in diesem Fall von einer Äußerung ausgehen, so müßten wir nachweisen können, daß eine Vielzahl von Bedeutungen möglich ist, daß diese zahlenmäßig begrenzten, unterschiedlichen Kategorien zuzuordnen sind und daß sich diese Kategorien grundlegend voneinander unterscheiden; auf diese Weise würden wir nicht lediglich einen endlosen Katalog erhalten, sondern vielmehr einen Zugang zur Strukturierung der Erfahrung finden. [...] Nach einem solchen System von Systemen müssen wir Ausschau halten; mit einem solchen Meta-Schema werden wir in der Lage sein, systematische Erkenntnisse über Kontexte zu sammeln, statt uns auf Warnungen beschränken zu müssen, daß eine bestimmte Äußerung in einem anderen Kontext etwas anderes bedeuten könnte« (Goffman 1978, zitiert nach Willems 1997, 305).

Letztlich läßt sich Goffmans anspruchsvolles Programm jedoch nur durch das Komplement einer systemtheoretisch fundierten Gesellschaftstheorie in Form einer interpretativen Sozialwissenschaft umsetzen. Erst hierüber lassen sich die begrenzten „Komplexe grundlegender Interpretationsschemata“ als semantische Strukturen beschreiben - nämlich als systemische Kontexturen, die sich als selbst reproduzierende Kommunikationszusammenhänge in der gesellschaftlichen Semantik bewährt haben. Hierdurch kann auch die theoretisch unfruchtbare und auch für empirische Analysen wenig überzeugende Spaltung von System- und Lebenswelt überwunden werden, denn anstelle einen

Dualismus von Mikro- und Makroebene zu postulieren,¹⁶ kann nun Kommunikation als eine Einheit begriffen werden, die immer zugleich auch Gesellschaft vollzieht. Der Kommunikationsbegriff steht hier gleichsam quer zur Unterscheidung von System und Lebenswelt, denn Kommunikation aktualisiert *lokal* Sinn im Medium der Gesellschaft, als Gesellschaft.¹⁷ Jegliche Interaktion, jede Kommunikation unter Anwesenden, erscheint nun überlagert durch die potentiell aktivierbaren Semantiken der gesellschaftlichen Funktionssysteme. Macht (Politik), Recht, Wirtschaft, Wissenschaft (Wahrheit), Liebe, Krankenbehandlung, Familie, Erziehung, Religion, etc. erscheinen nun als gesellschaftlich ausdifferenzierte Protoformen, an die bei Bedarf angekoppelt werden kann.

Auch in institutionalisierten Interaktionssystemen können dann verschiedene Rahmungen durchprobiert werden, bis dann schließlich eine Lösung handlungspraktisch einrastet. Wenn beispielsweise ein Patient den Ablauf einer Station massiv zu stören droht, kann man es seitens des Behandlungssystems beispielsweise zunächst mit Vernunft und dann mit Erziehung probieren. Wenn dies nicht weiterhilft, kann der Patient diesbezüglich versuchsweise pathologisiert werden, indem ihm eine psychiatrische Problematik zugerechnet wird. Falls dieser weiterhin widerständig erscheint, können schließlich rechtliche Semantiken handlungsleitend werden. Gegebenenfalls kann dann auch mal eine Diagnose vorgetäuscht werden, um eine Zwangseinweisung in die Psychiatrie durchsetzen zu können.¹⁸ Die aktualisierten Kontexturen gestalten dabei jeweils eine distinguierte Sicht der Dinge, die jeweils nur noch eine bestimmte Klasse von Anschlüssen möglich werden lässt. Beispielsweise kann ein Patient, von dem bekannt wurde, dass er gegenüber den Ärzten schon einmal innerhalb einer rechtlichen Kontextur agiert habe, nicht mehr darauf hoffen, dass man bei ihm eine Erfolg versprechende, nicht abgesicherte Therapieform probieren werde.

Bewusstseinssysteme wie auch Interaktionen ereignen sich zugleich in einem Raum der Gesellschaft. Sie benutzen gesellschaftliche Semantiken, um sich in ihrer jeweils spezifischen Form entfalten zu können. So wie auch Pauls Bewusstseinssystem (siehe Kapitel II.) auf bestehende Semantiken zurückgreifen kann, um für sein Handeln eine schlüssige Deutung (er-)finden zu können, kann auch die Interaktion als System auf gesellschaftliche Kontexturen rekurren, um ihren operativen Vollzug trotz kontingenter Verhältnisse sicherzustellen. In beiden Fällen wird das, was plausibel der Fall sein kann, nun durch Möglichkeitsräume strukturiert, in die das weitere Procedere einrasten kann.

Ein Interview: individueller Knotenpunkt im multidimensionalen Vollzug von Gesellschaft (mindestens vier „Gesellschaften“)

Um hier nochmals auf unser Beispiel des Forschungsinterview, welches der Soziologe mit dem Arzt führt, zurückzukommen: Neben dem Interaktionssystem und den zwei Bewusstseinssystemen zeigen sich hier eine Reihe weiterer Kontexturen. Das Interview selbst findet im Kontext des Wissenschaftssystems statt. Der Rahmen eines Forschungsprojektes lässt die für einen Arzt allein schon aus zeitlichen Gründen bestehende Zumutung eines offenen Frage-Antwort-Spiels leichter annehmen und den Interaktionsprozess als ernsthaftes Geschehen, nicht etwa als Spielrahmen eines Small Talk. Darüber hinaus lassen sich thematisch ohne Problem eine Gruppe funktionssystemspezifischer Kontexturen aktualisieren. Ohne weitere Begründungen können im Diskurs medizinisch-therapeutische Fragen gestellt werden, aber auch rechtliche bzw. ökonomische Argumentationsfiguren können ohne Plausibilitätsverlust angelaufen werden. Möglicherweise kann dann aber auch in Abhängigkeit von Informationsstand und Verhalten des Interviewers ein pädagogischer Rahmen angelaufen werden, indem der Interviewer nun als Unwissender erscheint und vom Informanten entsprechend zu belehren ist. Wie auch Meuser (1994) im Hinblick auf das Experteninterview aufzeigt, kann eine solche Rahmung den eigentlichen Zweck des Interviews unterlaufen.¹⁹

¹⁶ Aus der Perspektive der Beobachtung zweiter Ordnung erscheint dieser Dualismus als eine Hypothese, die der Akteursfiktion des zweckrationalen Handelns. Hier erscheint dann nämlich das Problem, warum ein Akteur denn nun anders handle als er eigentlich gewollt habe. Diese Phänomene selbst nicht als Kommunikation, d. h. als Gesellschaft begreifen könnend, müssen Jürgen Habermas wie auch James Coleman (1992) nun Entfremdungsphänomene postulieren, die darauf beruhen, dass Gesellschaft nun den eigentlichen Interessen der Menschen gegenübersteht. Der eigentlich interessante Aspekt dieses Geschehens, nämlich der funktionale Aspekt, wie durch solche Zurechnungen und Distanzierung Gesellschaft gerade so und nicht anders reproduziert wird, rückt damit aus dem Augenmerk der Analyse.

¹⁷ Die Gesellschaft erscheint in diesem Sinne als Medium, das die Sinnsplitter zur Verfügung stellen kann, die ihre eigene Form, das heißt ihren zukünftigen Sinn, bestimmen. In dieser theoretischen Fassung ist die Gesellschaft natürlich – wie ein jedes Medium – unsichtbar. Um mit Fuchs zu sprechen: sie ist ein Un-Ding (vgl. Fuchs 2001, 108ff.).

¹⁸ Siehe hierzu ausführlich die Fallanalysen in Vogd (2004, 365ff.).

¹⁹ Meuser weist entsprechend darauf hin, dass der Interviewer eine entsprechende Bildung, bzw. Vorbildung mit sich bringen sollte, damit er vom Informanten als gleichberechtigter Gesprächspartner akzeptiert wird (Meuser/Nagel 1994).

Darüber hinaus kann, wie weiter unten noch ausführlicher zu beleuchten ist, auch die Organisation des Krankenhauses einen Rahmen stellen, etwa in dem Sinne, dass nun der Arzt als Vertreter seiner Institution die programmatischen Argumentationslinien reproduziert. Unter dem Blickwinkel der verschiedenen möglichen Rahmen, die in dem Forschungsinterview aktualisiert werden können, erscheint es für unsere Analyse fruchtbar, das Augenmerk auf die Prozesse der interaktiven Herstellung dieser Rahmen zu lenken, also im Sinne der Beobachtung zweiter Ordnung die *Rahmung*, die Dynamik der Aushandlung dessen, was der Fall ist, in den Blick zu nehmen. Für die Interpretation unseres Forschungsinterviews rücken damit auch gerade die Stellen in den Vordergrund, in denen Rahmenambivalenzen, Distanzierungen, usw. auf die Kontingenz des Geschehens hinweisen.

Erst hierdurch erscheint die Interaktion als eigenes System, das sowohl Gesellschaft aktualisieren, wie auch in Distanz zur Gesellschaft treten kann (was natürlich selbst wieder ein Vollzug von Gesellschaft darstellt). Im Interview kann beispielsweise zwar Unbehagen gegenüber den aktuellen Zuständen im Krankenhaus geäußert werden und dass man als Arzt eigentlich andere Dinge verfolgen wolle, um dann wenige Momente später selbst als institutioneller Vertreter die offizielle Programmatik zu vertreten. Einklammerungen, Konjunktivformen, *de dicto*- und *de re*-Zuschreibungen,²⁰ Ironie etc. erscheinen nun als die Feintextur eines Interviewprotokolls, die ihrerseits auf die Verschränkung der verschiedenen systemischen Kontexturen verweist. Hierdurch eröffnet sich nun die Möglichkeit einer polykontexturalen Analyse. Das, was geschieht, braucht nicht mehr als Ausdrucksgestalt eines individuellen Akteurs verstanden werden, sondern kann als multidimensionaler Vollzug von Gesellschaft gesehen werden, der hier jedoch als individueller Knotenpunkt im Gewebe erscheint.

Massenmedien

An dieser möchten wir mit den Massenmedien auf eine weitere für die rekonstruktive Sozialforschung bedeutsame gesellschaftliche Kontextur eingehen. Buchdruck, Zeitungen, Rundfunk, Fernsehen wie auch die neuen elektronischen Medien sind als Quelle aktualisierbarer Sinnformen und Sinninhalte kaum zu unterschätzen.²¹ Sie liefern Themen für Interaktionen, von denen man ausgehen kann, dass auch der andere davon gehört hat und die gerade deshalb als „Sinnsplitter“ universell anschlussfähig erscheinen. Sie liefern Metapher wie auch universelle Verweise. Auf komplexere Formen des Wissens lässt *per se* nur verweisen, in dem man entsprechend medial aufbereiteter Produkte zitiert, etwa in dem man auf einen Artikel oder eine Reportage referiert.

Strukturell reproduziert sich das System der Massenmedien als interaktionsfreie Kommunikation. In der Regel sind Sender und Empfänger der Information nicht gleichzeitig anwesend. Hierdurch fehlt die für die Interaktion typische unmittelbare sinnliche Evidenz des Erlebens. Insbesondere die Schrift lässt darüber hinaus auch eine kontextfreie Kommunikation entstehen, in der die raumzeitlichen Grenzen des ursprünglichen Geschehens transzendiert werden. Weder die Situation, auf die referiert wird, noch die Mitteilungshandlung selber, also *wie* der Sender kommuniziert, kann nun sinnlich evaluiert werden. Das Fehlen der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung mag dann zwar den Zweifel nähren, ob es sich so, wie berichtet, wirklich zugetragen habe.

Dennoch führt der Text, wenn einmal durch die Massenmedien in die Welt gesetzt, ein Eigenleben, denn auch der Zweifel bezieht sich schließlich auf den Text. Selbst wenn der Manipulationsverdacht im Raum steht, kann man nicht so ohne weiteres tun, als ob Dinge nicht existieren. Als „*mark*“ in einem „*unmarked space*“ gewinnt ein medial eingeführtes Thema eine kommunikative Realität, die zu weiteren kommunikativen Anschlüssen herausfordert. Auch wenn man das Gesagte negiert oder differenziert, ändert dies nichts daran, dass man hierauf referiert.

²⁰ *De dicto*- und *de re*-Zuschreibungen sind grammatische Formen, in denen die soziale Perspektivierung ausgedrückt werden kann. Siehe hierzu ausführlich Brandom (2000, 689ff.).

²¹ Wir brauchen hier Luhmanns Diktum über die Massenmedien nicht in seiner Totalität teilen, um seine Bedeutung anzuerkennen: »Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien. Das gilt nicht nur für unsere Kenntnis der Gesellschaft und der Geschichte, sondern auch für unsere Kenntnis der Natur. Was wir über die Stratosphäre wissen, gleicht dem, was Platon über Atlantis weiß: Man hat davon gehört. [...] Andererseits wissen wir so viel über die Massenmedien, daß wir diesen Quellen nicht trauen können. Wir wehren uns mit einem Manipulationsverdacht, der aber nicht zu nennenswerten Konsequenzen führt, da das den Massenmedien entnommene Wissen sich wie von selbst zu einem selbstverstärkenden Gefüge zusammenschließt. Man wird alles Wissen mit dem Vorzeichen des Bezweifelbaren versehen – und trotzdem darauf aufbauen, daran anschließen müssen« (Luhmann 1996, 91f.).

Aktive und passive Negation

Gesellschaftsstruktur und Semantik verschränken sich hier nun in Form der Entfaltung des Paradoxons der „aktiven Negation“²², nämlich der Tatsache, dass die Ablehnung dem Abgelehnten zur Struktur verhilft. Hieraus eröffnen sich für die systemtheoretische Betrachtung eine Reihe fruchtbarer Analyseperspektiven, denn Gesellschaftsstruktur und Semantik können nun in einem dynamischen Wechselverhältnis begriffen werden, in dem dann abwechselnd das eine und das andere als Rahmen erscheint. Strukturbildung und Semantik erscheinen hier gleichsam als zwei Seiten der Medaille, denn jenseits von Semantik erscheint keine Struktur. In diesem Sinne erscheinen gesellschaftlich etablierte Themen dann gleichzeitig als Rahmen wie als Inhalt. Medial vermittelte Themen stellen „Attraktoren“ dar,²³ die weitere Kommunikationen an sich ziehen. Sie können leicht in Interaktionen aufgegriffen werden, da man davon ausgehen kann, dass die Interaktionspartner den für sie relevanten medialen Diskurs zur Kenntnis genommen haben.²⁴ Auch hier können Gesellschaft und Lebenswelt nicht mehr als Gegensätze begriffen werden, denn die medialen Diskurse treten unmittelbar in die Semantik „lebensweltlicher“ Interaktionen ein, finden dort ihre Bearbeitung, die dann allerdings wieder in Differenz zu den medialen Stereotypen gehen kann. Die paradoxe Komplexität der Einheit der Differenz zeigt sich dann insbesondere auch in Begriffen wie Kultur und Tradition: Erst der Rekurs auf den Kulturbegriff fordert durch die Beobachtung einer Gruppe als Kultur eben diese dazu heraus, sich als eine (andere) Kultur zu begreifen.²⁵ Man kann Tradition zwar ablehnen, doch der Rahmen, in dem dies geschehen muss, rekuriert wiederum auf Tradition²⁶ – man kann den Diskurs nicht verlassen.²⁷

Um hier wieder auf unser Forschungsinterview zurück zu kommen: Dem Arzt wie auch dem Interviewer kann man unterstellen, dass sie um die öffentlichen Debatten des Gesundheitswesens wissen. Doch dieser öffentliche Diskurs prägt seinerseits eine bestimmte Rahmung des Geschehens. Wenn beispielsweise das Gesundheitsministerium über ein so genanntes „Schwarzbuch Ärzte“ Teile der Ärzteschaft öffentlichkeitswirksam eines kriminellen Verhaltens bezichtigt, so kann dies von ärztlicher Seite nicht unwidersprochen bleiben. Der Widerspruch löscht jedoch das eingeführte Thema jedoch nicht aus, sondern etabliert eine übergeordnete Rahmung. Die Geschichte erscheint nun in der übergeordneten Semantik des Kampfes und die beteiligten Interaktionspartner sind nun aufgefordert sich im Sinne eines Freund-Feind Schemas in diesem semantischen Gefüge zu positionieren, perpetuierten also die Thematisierung des ursprünglichen Gegenstandes. Die Interaktion findet hier sozusagen eine Rahmung vor, an der sie sich dann abarbeiten kann.²⁸

gesellschaftlich konfigurierte Privatsemantiken

In der qualitativen Sozialforschung, insbesondere in der Tradition der Biografieforschung, hat es sich eingebürgert, im Hinblick auf die Interviewaussagen zwischen Textsorten zu unterscheiden, die auf der unmittelbaren Erfahrung des Informanten beruhen, und Argumentationslinien, die „externen“ fremden Quellen zugerechnet werden. Letztere seien dann als Daten zweiter Klasse zu betrachten, da das eigentliche Erleben des Informanten nicht wiedergespiegelt werde. Aus Luhmannscher Perspektive macht es jedoch wenig Sinn, essentialistisch zwischen wirklicher Erfahrung und äußerlichem Diskurs zu trennen. Selbst im Falle scheinbar hochprivater Prozesse, etwa über die freie Assoziation von Traumbildern im Setting einer psychoanalytischen Therapie, lässt sich eine gesellschaftliche Konfiguration des

²² Man denke hier auch an die paradoxe Aufforderung, nicht an etwas Bestimmtes zu denken. Grund legend zur aktiven und passiven Negation siehe Elster (1990).

²³ In der Sprache der dynamischen Systeme stellen „Attraktoren“ Systemzustände dar, die im Selbstorganisationsprozess bevorzugt angelaufen werden können (vgl. Prigogine 1979).

²⁴ Als Kehrseite dieses Prozesses müssen wir mit Armin Nassehi dann wieder davon ausgehen, »daß, jede Kommunikation, jedes kommunikative Ereignis mit dem Einschluß von Sinn auch Sinn ausschließt. Man könnte sogar sagen, in zweifacher Weise: zum einen die *bestimmte Negation* der anderen Seite einer beobachtungsleitenden Unterscheidung, zum anderen die *unbestimmte Negation* aller anderen möglichen, aber nicht mitvollzogenen Unterscheidungen« (Nassehi 1998, 204).

²⁵ Siehe hierzu insbesondere Baecker (2001).

²⁶ Eine homologe Problematik erscheint dann mit dem Begriff der „Moderne“ (vgl. Luhmann 1992).

²⁷ Ein ähnliches Dilemma produziert der Diskurs um die Ungleichbehandlung von Frauen. Auch hier erscheinen Form und Inhalt in einem paradoxen Wechselverhältnis. Das Thema erscheint gleichzeitig in einem legitimatorischen Rahmen, als Unrecht der Diskriminierung, wie auch als einseitige Thematisierung von Frauen. Dies wiederum kann dann leicht zu dem paradoxen Ergebnis führen kann, dass nun das Geschlecht zu einem Entscheidungskriterium wird, was aber gerade nicht geschehen sollte und insbesondere in den Spitzenpositionen der Gesellschaft auch nicht akzeptiert werden kann, denn hier geht es ja nicht um Geschlecht. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist die lesenswerte Analyse von Baecker zum „glass healing effect“. »Im Poker um die Spitzenpositionen der Gesellschaft machen sie [die Frauen] den Fehler, die Frauenkarte auszuspielen, und wissen nicht, daß diese gezinkt ist« (Baecker 2004, 256).

²⁸ Die durch sie etablierten Diskurslinien haben oft die Form binärer Schemata (etwa der Form Freund-Feind, Reformierer-Blockierer, Mann-Frau, links-rechts, Ausländer-Deutsche).

Erlebens ausmachen,²⁹ und auch die Psychotherapieforschung muss sich mittlerweile eingestehen, zwischen wirklicher Erfahrung und Suggestion nicht immer eindeutig unterscheiden zu können. Vielmehr müssen wir – durchaus im Einklang mit der Schützschenen Konzeption des „sinnhaften Aufbaus der Wirklichkeit“ (Schütz 2004) – selbst unser persönlichstes Erleben als gesellschaftlich konfiguriert sehen. Erfahrungen lassen sich nur dadurch erinnern, dass sie an bestimmte Sinnfiguren angekoppelt werden. Gerade hierbei ist dann immer auch eine strukturelle Koppelung an das System der Massenmedien zu vermuten, denn in der modernen Gesellschaft werden evolutiv erfolgreiche Sinnformen im Wesentlichen medial verbreitet.³⁰ Über Traumtheorien lässt sich gut über Bücher informieren und der Film gibt eine sinnliche Repräsentation von Dingen, an die man sich nicht (mehr) Erinnern kann.

Vor dem Hintergrund der Koproduktion von Gesellschaft und Bewusstsein erscheint es wenig fruchtbar, Textsorten wie auch einzelne Sinnfiguren mehr der einen oder der anderen Seite zurechnen zu wollen. Stattdessen erscheint es für unsere Zwecke brauchbarer, die kommunikative Entfaltung von Themen und die sich hierin offenbarenden Orientierungsrahmen in den Blick zu nehmen.³¹ Dies bedeutet allerdings nicht, dass wir es für sinnlos halten, mit Informanten (narrative) Interviews über ihre Beweggründe und Motive zu führen.³² Allerdings sind diese nun nicht mehr gesellschaftsfrei zu interpretieren. Die Interpretation verliert hierdurch zwar im Hinblick auf den einzelnen Akteur ihre ontische Sicherheit, gewinnt jedoch gleichzeitig dadurch Tiefenschärfe, dass nun einerseits die immer mitschwingende Kontingenz des sich hier offenbarenden sozialen Geschehens gewürdigt werden kann, und andererseits gerade die gesellschaftlichen Kontexturen identifiziert werden können, in die das Sinngeschehen bevorzugt einrastet.

Organisationen: Systeme der Entscheidungskommunikation

Gerade im Hinblick auf Organisationen läuft die rekonstruktive und qualitative Sozialforschung Gefahr, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu erkennen. In der handlungstheoretischen Verkürzung der üblichen akteurstheoretischen Konzeptionen findet die Organisation keinen rechten Platz. Sie lässt sich hier entweder nur als Verlängerung bzw. Koppelung der Interessen einzelner Akteure fassen, die dann entsprechend rationaler Zweck-Mittel Abwägungen Machtchancen zu kalkulieren haben. Oder sie wird als konstitutionell verfasste Institution begriffen, die ihre Mitglieder über Verträge rechtlich bindet.³³ Das, was man dann in Organisationen noch als Besonderes entdeckt, wird dann üblicherweise unter dem diffusen Begriff der Organisationskultur subsumiert.³⁴

Gerade auch aus diesem Grunde lohnt es sich hier in diesem Punkt etwas ausführlicher auf die Luhmannsche Systemtheorie einzugehen. Während die klassischen Organisationstheorien³⁵ das Wesen von Organisation auf ihre Zweckbestimmung reduzieren und damit als gesellschaftlich abhängiges, d. h. sekundäres Phänomen betrachten, beschreibt Luhmann Organisationen als eine eigenständige systemische Kontextur. Sie lassen sich nicht auf Interaktionssysteme zurückführen, denn sie schließen auch Kommunikation unter Abwesenden, etwa in Schriftform, ein (Akten, Programme, elektronischer Datenverkehr etc.). Organisationen können aber auch nicht einfach auf den Vollzug der gesellschaftlichen Funktionssysteme reduziert werden, da sie bei genauerem Hinsehen einen spezifischen eigenen systemischen Vollzug realisieren. Vereinfacht gesprochen stellt eine Organisation eine Einheit dar, die zunächst einmal einfach nur am Leben bleiben „will“ und sich - wie jedes andere System - anhand ihrer eigenen Operationen reproduziert (vgl. Luhmann 2000, 47ff.). Darüber hinaus stellen Organisationen soziale Einheiten dar, die

²⁹ Dies gilt auch für den Schlaf, denn wie Fischer feststellt, lässt sich beobachten, dass Psychoanalysepatienten entsprechend der Traumtheorie ihres Psychotherapeuten träumen (Fischer 1981).

³⁰ Auf den ersten Blick handelt es sich in dieser Argumentation um eine Tautologie, in der Erfolg mit Verbreitung gleichgesetzt wird. Da jedoch im System der Massenmedien in Bezug auf Zeit und Systemreferenz zwischen Verbreitung und Rezeption unterschieden werden muss, ergibt die Differenzierung dennoch Sinn. Die Massenmedien haben keine Kontrolle darüber, wie ihre Produkte rezipiert werden, sind jedoch gleichzeitig abhängig von der Rezeption. In Selbstbeobachtung dieser Verhältnisse sind sie entsprechend gefordert, die Rezeptionsgewohnheiten intern zu simulieren. Auf der anderen Seite kann der Medienbenutzer die Sinnangebote der Medien immer auch unter einen Manipulationsverdacht stellen, d. h. intern einen diesbezüglichen Entstehungskontext konstruieren. Aus diesem Grunde bleibt die Beziehung zwischen Verbreitung und Erfolg komplex. Die hier vorgetragene Argumentation ist also weit davon entfernt, eine Manipulation der Massen durch die Medien anzunehmen.

³¹ Aus essentialistischer Perspektive macht die Unterscheidung zwischen subjektiver Erfahrung und medialer Wirklichkeit letztlich nur noch in der psychiatrischen Diagnostik Sinn, denn hier muss als Kehrseite der Konstitution dieser Differenz der Zusammenbruch dieser Unterscheidung als pathologisches Phänomen behandelt werden.

³² Klaus Japp scheint im Hinblick auf die Erforschung des gewaltbereiten Islamismus die methodologische Position zu vertreten, dass Interviews kaum einen Erkenntnisgewinn versprechen (Japp 1993). Demgegenüber wird hier die Auffassung gesetzt, dass die Interaktion immer der Königsweg zur gesellschaftlichen Semantik darstellt.

³³ James Coleman steht für eine Position, die den konstitutionellen- und den Rational-Choice-Ansatz verbindet (Coleman 1992).

³⁴ Siehe paradigmatisch den Beitrag von Lutz von Rosenstiel (2003).

³⁵ Für einen Überblick über die aktuelle Paradigmendiskussion innerhalb der Organisationstheorie siehe Ortman et. al. (2000).

sich selbst beobachten und ihre eigenen Funktionsbezüge, sozusagen ihre Aufgaben, durch interne Entscheidungen setzen können. Sie rekrutieren eigenständig ihre Mitglieder und entscheiden über deren Aufnahme oder Einstellung. Sie legen Stellen- oder Arbeitsbeschreibungen fest, suchen spezifische Kontakte bzw. Kooperationen mit der Außenwelt und formulieren Programme erfolgreicher Arbeit und entwickeln diesbezüglich Formen der Selbstbeobachtung, um zu evaluieren, ob sie ihren selbst gesteckten Anforderungen genügen. Organisationen sind also zunächst, sich selbst beobachtende und sich selbst bestimmende Funktionseinheiten anzusehen. Als Clou dieser Theoriedisposition ergibt sich die Möglichkeit, Organisationen auf der Basis von Entscheidungskommunikationen zu beobachten und zu beschreiben: »Organisationen entstehen und reproduzieren [sich], wenn es zur *Kommunikation von Entscheidungen* kommt und das System auf dieser Operationsbasis *operativ geschlossen* wird. Alles andere - Ziele, Hierarchien, Rationalitätschancen, weisungsgebundene Mitglieder, oder was sonst als Kriterium von Organisation angesehen worden ist - ist demgegenüber sekundär und kann als Resultat der Entscheidungsoperationen des Systems angesehen werden. Alle Entscheidungen des Systems lassen sich mithin auf Entscheidungen des Systems zurückführen. Das setzt voraus, dass auch die Gründung einer Organisation und auch die Übernahme von Mitgliedschaften als Entscheidung beschrieben wird, und dies auch dann, wenn zum Beispiel in Familienunternehmen die Familienmitglieder bevorzugt herangezogen werden« (Luhmann 2000, 63).

Wenngleich man in Organisationen auch körperliches Verhalten, manuelle Operationen und Technik (inklusive vielfältiger Routinen) finden kann, so betont die systemtheoretische Betrachtungsweise, dass man sich irgendwann einmal für diese und nicht für andere Techniken, Operationen, Routinen etc. entschieden hat und gerade hierdurch ihre organisationale Einheit findet. Selbst hochautomatisierte Produktionsprozesse müssen in diesem Sinne als von der Organisation selbst bestimmt gesehen werden. Zumindest theoretisch kann die Geschichte der Organisation als eine Kette von Entscheidungsprozessen nachgezeichnet werden, die schließlich zu dem jetzigen *Status quo* geführt hat. Organisationen koppeln sich üblicherweise bevorzugt an ein gesellschaftliches Funktionssystem an – etwa ein Krankenhaus an das Medizinsystem –; ihr systemischer Reproduktionsbezug ist jedoch nicht als identisch mit dem jeweiligen Funktionsbezug zu sehen. Organisationen sitzen gewissermaßen „parasitär“ in den Funktionssystemen. Eine Organisation, als Funktion ihrer selbst, nutzt medizinische, ökonomische, juristische und politische Funktionsbezüge zum Aufbau eigener Strukturen. Umgekehrt nutzen Funktionssysteme Organisationen zur Reproduktion ihrer spezifischen Wertbeziehungen, denn nur Organisationen können ihre Funktionen in der Gesellschaft zur Geltung bringen. Ob das jeweilige Organisationssystem und das gesellschaftliche Funktionssystem in einer komplementären Beziehung zueinander stehen, oder ob dann das Verhältnis auch einmal einen einseitig parasitären Charakter zeigen kann, bleibt dabei eine offene Frage, die jeweils im Einzelfall untersucht werden muss. Aus systemtheoretischer Perspektive ist beispielsweise nicht damit zu rechnen, dass etwa die Leistungsangebote der Organisationen des Medizinsystems optimal an seine Funktionen angepasst sind. Vielmehr ist davon auszugehen, dass innerhalb von Organisation ein Spannungsverhältnis von Zweck- und Systemrationalität besteht. Was von außen als zweckrational erscheint, ist von innen nicht unbedingt vernünftig im Sinne des eigenen systemischen Vollzugs. Unterschiedliche systemische Kontexturen können entsprechend in einer inkongruenten Perspektive zueinander stehen. Ärzte können beispielsweise untereinander Unzufriedenheit im Hinblick auf organisationale Entscheidungen äußern. Ebenso brauchen lokal entstehende Interaktionssysteme nicht (immer) unbedingt die programmatische Semantik der Organisation mit zu vollziehen. Da sich eine Organisation üblicherweise an ein Funktionssystem und damit an einen gesellschaftlichen Auftrag ankoppelt, ist organisationsintern mit einem ausgefeilten Management der zu erwartenden Dissonanzen zu rechnen. Auch wenn letztlich nur die Reproduktion der eigenen Organisation im Vordergrund steht, so darf die im Funktionsbezug begründete Legitimation der Organisation nicht allzu leicht aufs Spiel gesetzt werden. Zumindest nach außen hin muss deshalb der Zweck hochgehalten werden, während die interne Realität oftmals nach einem Doppelspiel verlangt, in dem dann einige Karten auch einmal verdeckt ausgespielt werden müssen. Kritik lässt sich dann beispielsweise informell, etwa als „Tratsch“, äußern, ohne hierdurch die organisationalen Entscheidungsflüsse in Frage zu stellen oder hierdurch in der „Außendarstellung“ das Image der Organisation, für die man arbeitet, zu gefährden.

Koppelung von Mitgliedern über Karrieren

Aus Perspektive der Organisation stellen ihre Mitglieder kommunikative Adressen dar, an die Entscheidungen (etwa als Dienstanweisung) gerichtet werden können. Als psychische Systeme erscheinen sie jedoch in Umwelt der Organisation. Das „wirkliche“ Innenleben eines Mitarbeiters interessiert so lange nicht, bis es nicht als

entscheidungswirksame Kommunikation erscheint (Wer fragt schon, ob ein Stationsarzt glücklich ist oder nicht?).³⁶ Alltagspraktisch stellt die Differenz von Rolle bzw. Position und Subjekt für Organisationen kein Problem dar, denn »es genügt ihr für die Fortsetzung ihrer eigenen Operationen, die Einheit von Individuum und Person als operative Fiktion zu unterstellen« (Luhmann 2000, 90). Die *symbolische* Einheit „Person“³⁷ ist für die Organisation adressierbar. Mit ihrem rollengemäßen Verhalten kann normalerweise gerechnet werden, da sich das Problem der Bindung von Individuen an Organisationen, die Bereitschaft, die ganzen Zumutungen zu ertragen, über die Konzeption der so genannten *Karriere* löst. Hier verbinden sich auf der einen Seite die biografischen Interessen nach beruflichem Aufstieg bzw. Statuserhalt mit den Erwartungen von Organisationen an die von ihnen ausgewählten Personen auf der anderen Seite.

Die Karriere bietet das stabilisierende Moment, das »es sowohl den Individuen als auch den Organisationen ermöglicht, die Entscheidungskontingenzen zu ertragen und zu nutzen. Man geht dann von flexiblen Personen aus, die sich *nicht* mit bestimmten Ideen, Zielen, Projekten, Reformvorhaben identifizieren, sondern nur mit ihrer eigenen Karriere; das heißt: von Personen, die alle möglichen Wechselfälle als Mitglieder von Organisationen überdauern werden; von Personen, denen eine Identifikation mit bestimmten Projekten *nur zugeschrieben wird* mit dem Ziel, sie in ihrer Karriere zu fördern bzw. auszuschließen. Und Karriere ist als Form für strukturelle Kopplung genau deshalb stabil, weil sie nichts anderes ist als in Form gebrachte Kontingenz« (Luhmann 2000, 102). Über die Möglichkeit der Organisation über die Karrierechancen ihrer Mitglieder zu entscheiden, gelingt es ihr, diese zu ihren Entscheidungen zu verpflichten. Allgemeine Werte wie Freiheit und Gleichheit sind in Organisationen deshalb weitgehend suspendiert,³⁸ was jedoch nicht heißt, dass individuellen Eigenarten und Präferenzen der Mitglieder im Sinne der Harmonie von Organisationen ein gewisser Rahmen zugestanden wird und besser nicht immer allzu genau hingeschaut wird, was die Mitglieder im Einzelfall wirklich tun und lassen. Die Organisation selbst bestimmt im Sinne ihrer eigenen selbstreferentiellen Unterscheidung von System und Umwelt darüber, ob ein bestimmtes Verhalten eines Mitglieds für sie zum Thema wird, also zu einer Frage, worüber zu entscheiden ist.

Organisierte Bewältigung von Entscheidungskontingenzen

Wer nun Beobachtungen in einer Institution wie beispielsweise dem Krankenhaus anstellt, wird im Sinne der vorangegangenen Ausführungen immer mehrere systemische Kontexturen gleichzeitig vorfinden: Das Bewusstsein eines Einzelakteurs mag beispielsweise in kritische Distanz zur offiziellen Linie gehen. Dies mag etwa in Form von Tratsch oder informeller Kommunikation als Interaktion unterhalb der Entscheidungskommunikation geschehen. Das Krankenhaus wiederum kann als Organisationssystem quer zu dem gesellschaftlichen Funktionsbezug der Krankenbehandlung stehen. Im Sinne des eigenen Systemerhaltes kann hier entschieden werden, zwischen ökonomischen und medizinischen Gründen abzuwägen. Hierauf können dann einzelne Ärzte, die sich mehr der Krankenbehandlung anstelle der Administration verpflichtet fühlen, in Distanz gehen. Darüber hinaus können zwischen oder innerhalb verschiedener professioneller Gruppen, etwa den Pflegekräften und den Ärzten (oder zwischen den Internisten und Chirurgen), unterschiedliche Auffassungen bestehen, worin sich eine gute Krankenbehandlung zeige. Innerhalb von Institutionen bestehen also gleichzeitig vielfältige, sich oftmals widersprechende Semantiken.

Unter dieser konflikthaften Ausgangslage stellt sich nun die Frage, wie Organisationen die Kontingenz ihrer Entscheidungen absichern können. Ein soziales System, das gefordert ist zu entscheiden, läuft prinzipiell immer Gefahr, sich durch Selbstkritik zu dekonstruieren. Dies kann beispielsweise geschehen, wenn mittels Metakommunikation die eigenen Entscheidungsgrundlagen thematisiert werden und gerade hierdurch der eigene Entscheidungsprozess paralytisiert wird und das Entscheiden verhindert wird. Organisationen haben in der Regel immer schon ihren Weg gefunden, der Dekonstruktion durch ihre eigene Paradoxie vorzubeugen. Als soziale Systeme, die aus einer individuellen Geschichte von Entscheidungen entstanden sind und sich auch in Zukunft durch Entscheidungen reproduzieren, haben sie gelernt, die Frage, ob es überhaupt angemessen oder vernünftig sei, zu Entscheidungen zu treffen, zu vermeiden. Dies geschieht, wie auch sonst, durch Organisation: »Sie können, wie immer das geschieht, die

³⁶ Funktional differenzierte Gesellschaften können mit der Differenz von Sein und Bewusstsein recht gut leben, d. h. im Sinne ihres erfolgreichen operationalen Vollzugs müssen die Handlungen und Kommunikationen (mit Ausnahme der Liebe) nicht durch das eigene Erleben motiviert sein. In totalitären Gesellschaften kann sich diese Beziehung anders darstellen. Zur literarischen Umsetzung vgl. Orwells 1984.

³⁷ »Personalität ist demnach nichts weiter als ein Symbol für die Fähigkeit zur Teilnahme an Kommunikation, und „Symbol“ hier im ursprünglichen, strengen Sinne gemeint als eine Markierung, die den Zusammenhang von etwas Getrenntem *bewirkt*« (Luhmann 2000: 92f.).

³⁸ Sie »harmonisieren nicht mit der Sonderstellung der Mitglieder in Organisationen und dem Ausschluss aller anderen« (Luhmann 2000, 393).

Akzeptanz von Entscheidungen durch Entscheidungen sicherstellen. Sie bilden die dafür notwendigen Strukturen« (Luhmann 2000, 145). Eine Organisation entfaltet eine Reihe interner Strukturen, die ihre Entscheidungsfähigkeit herstellen und erhalten. Zunächst gelingt es, über die innere Differenzierung Positionen und Zuständigkeiten festzulegen. Die Komplexität wird aufgeteilt, die Verantwortlichkeiten „taylorisiert“. Die Wirtschaftsabteilung braucht nicht über medizinische Fragen zu entscheiden, die Rechtsabteilung nicht über ökonomische Fragen. Das, was von den einen entschieden worden ist, muss dann von den anderen stillschweigend als „Irritation“ genommen und verarbeitet werden. Die Einzelprozesse können im Einzelfall funktionell integriert werden, etwa durch eine gemeinsame Anordnung seitens des Chefarztes und des Verwaltungsdirektors. Im Sinne unseres differenztheoretischen Ansatzes braucht jedoch auch hier nicht mehr von einer Einheit ausgegangen werden. Die einzelnen Teilsysteme einer Organisation, wie auch die in der Umwelt der Organisation bestehenden Interaktions- und Bewusstseinsysteme, müssen nicht mehr eine gemeinsame Perspektive teilen. Die Organisation gewinnt ihre Struktur vielmehr durch interne Differenzierung, Kontextualisierung und – verbunden hiermit – Etablierung von *Kommunikationssperren*, die einen vorschnellen Kurzschluss der unterschiedlichen Perspektiven verhindern. Die systemische Reproduktion von Organisationen beruht damit immer auch auf der Organisation von *Nichtkommunikation* und *Nichtwissen*. Nur hierdurch kann es ihr gelingen, der eigenen Dekonstruktion zuvorzukommen.³⁹

Im Unterschied zu Interaktionssystemen, beruht die Kommunikation von Entscheidungen in Organisationen nicht darauf, dass der Sender und Adressat sich zur gleichen Zeit am gleichen Ort befinden. Die Möglichkeit, Entscheidungsträger und Entscheidungsempfänger weiträumig zu entkoppeln, erlaubt es Organisationen, Entscheidungen trotz vielfältiger Divergenzen und unterschiedlicher Interessen ihrer Mitglieder durchsetzen zu können. Macht und Herrschaftsverhältnisse müssen in diesem Sinne als sekundäre Folgen des spezifischen Funktionsproblems der Organisation gesehen werden, Entscheidungen treffen zu müssen. Unter diesem Blickwinkel erscheint auch die Hierarchie als eine »supplementäre Einrichtung« prinzipiell kontingenter Verhältnisse, die man braucht, »weil anders nicht die Teile darauf hingewiesen werden können, welchem Zweck sie als Mittel zuzuarbeiten haben. Und man braucht sie, um den Mitteln, was immer sie bezwecken mögen, den Zweck vor Augen zu führen, der als Zweck des Ganzen eingeführt wird« (Baecker 2000, 99). Machtverhältnisse erscheinen in diesem Sinne als »Parasiten an Stabilitätsinteressen von ausdifferenzierten Systemen. [Man] gewöhnt sich an sie, weil ein zu spät angemeldeter Widerstand mit Überraschung aufgenommen wird und unvorteilhafte Konflikte auslösen würde« (Luhmann 2000, 67). Unter diesem Blickwinkel erscheinen dann beispielsweise die oftmals totalitär erscheinenden Hierarchien im Krankenhaus nicht (nur) als Machtstruktur, sondern auch als eine Antwort auf tiefer liegende Entscheidungsprobleme, etwa der Frage, wie angesichts von Leben und Tod prekäre Entscheidungen getroffen werden können.

Entscheidungsprogramme

Neben der Hierarchie kann eine Organisation auch auf andere Lösungen zurückgreifen, um die Dekonstruktion prekärer Entscheidungen zu verhindern. Ein Weg ist die »Legitimation durch Verfahren« (Luhmann 1969). Ausformulierte Prozessroutinen, etwa in Form der Einrichtung von formellen Entscheidungsgremien, verlagern die Begründung vom Zweck zum Mittel. Die Kontingenz der Entscheidung wird nun dadurch bewältigt, dass nicht mehr der Gegenstand, sondern das *Wie* der Entscheidung in den Vordergrund gestellt wird. Die Entscheidung über *Entscheidungsprämissen* stellt eine weitere Form dar, die vielfältigen Unsicherheiten realer Entscheidungssituationen zu bewältigen. Mit der „Prämisse“ hat man nun Voraussetzungen, die bei ihrer Verwendung nicht mehr geprüft werden brauchen.⁴⁰ In ihrer stärksten Form entwickeln sich Entscheidungsprämissen als eine Weltsicht, die für sich beansprucht, die „Realität“ darzustellen. Einhergehend damit können die Entscheidungsgrundlagen von Organisationen durch so genannte *Entscheidungsprogramme* festgelegt werden. Diese Programme legen Kausalrelationen fest, unter denen ein Problem zu behandeln ist. Hierüber gelingt es Organisationen, die Entscheidungskomplexität erheblich zu

³⁹ Letztlich gilt dies für jegliche Systembildung wie insbesondere Gregory Bateson in seinen letzten Arbeiten aufzeigt, denn im Sinne der Autopoiesis geistiger Prozesse gilt das Imperativ: „Lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut“ (Bateson/Bateson 1993).

⁴⁰ Entscheidungsprämissen setzen einen Rahmen, »in dem eine Organisation ihre Welt konstruieren, Informationen verarbeiten und immer neu Unsicherheit in Sicherheit transformieren kann. Denn den Organisationen fehlt das, was in den gesellschaftlichen Funktionssystemen die binäre Codierung leistet, die Orientierung an einer einzigen positiv/negativ-Unterscheidung wie Haben/Nichthaben, Wahrheit/Unwahrheit, Recht/Unrecht. Selbstverständlich binden sich Organisationen, sofern sie in bestimmten Funktionssystemen tätig werden, an deren Codes [...], aber damit allein sind die Grenzen bestimmter Organisationssysteme noch nicht markiert [...]. Entscheidungsprämissen sind demnach auf der Ebene der Organisationssysteme das funktionale Äquivalent für die Codierung der Funktionssysteme. [...] Aber sie sind, im Unterschied zu den Codes der Funktionssysteme, veränderbar, wenn auch nur in ständiger selbstreferenzieller Anpassung an das, was im Moment nicht zur Disposition steht« (Luhmann 2000, 238f.).

reduzieren. Die *inputorientierten* Konditionalprogramme formulieren dann jeweils Bedingungen, auf die entsprechende Konsequenzen folgen sollen. Die *outputorientierten* Zweckprogramme legen Zweck-Mittel-Relationen fest, mittels der bestimmte Projekte verfolgt werden.⁴¹ Über solche programmatischen Festlegungen gelingt es Organisationen, ihre Entscheidungskomplexität erheblich zu reduzieren. Die Zweckorientierung lässt die Nebenfolgen des Handelns in den Hintergrund treten, man braucht sie nicht mehr zu thematisieren. Umgekehrt: wenn man entschieden hat, seine Operationen problemorientiert anzuschließen, dann muss man sich nicht allzu viel mit den Ergebnissen herumschlagen. Beispielsweise bewähren sich in medizinischen Organisationen, die angesichts unheilbarer Krankheiten ihrer Klienten permanent mit den Misserfolgen ihres therapeutischen Handelns konfrontiert sind, Konditionalprogramme, welche als interne Evaluation der erfolgreichen Arbeit nicht den Therapieausgang, sondern die geglückten Therapievollzüge bewerten. Die Frage, ob beispielsweise die in Betracht gezogene Chemotherapie wirklich heilt oder zumindest einen Gewinn an Lebensqualität und Lebenslänge verspricht, erscheint nun für das Krankenhaus von sekundärem Interesse, während die Frage, welche Therapie man für diese Krankheit anzubieten habe, in den Vordergrund rückt.⁴²

Entscheidungsverfahren, Entscheidungsprämissen und Entscheidungsprogramme sind in der Regel schriftlich, d. h. in kodifizierter Form ausformuliert. Sie strukturieren die organisationalen Abläufe an denen sich die Zielakteure auszurichten haben, weit gehend interaktionsfrei.⁴³ Angefangen beim Rechnungswesen, den Vorschriften zu Aktenführung, über die vielfältigen Formularen, welche den Dienstweg begleiten, bis zur institutionellen Verfassung findet ein wesentlicher Teil der organisationsinternen Kommunikation auf dem Papier statt. Rekonstruktive Sozialforschung hat die Verschiebung des Schwerpunktes von mündlicher auf schriftliche Kommunikation in ihrer Rekonstruktion ernst zu nehmen, denn insbesondere die hiermit verbundene Freiheit von der Jetztzeit der Interaktion und der Möglichkeit die Kommunikation von Personen (und dessen vermeintlichen Bedürfnissen) abstrahieren zu können, führt zu veränderten Sinnkonfigurationen. Im Krankenhaus etwa strukturieren die Patientenakte wie auch die lokalen diagnostischen Routinen das Fallprozedere wesentlich mit.⁴⁴ Die institutionalisierten Routineabläufe einer Station erscheinen nun selbst als starke Spurrille, welche die Realitätskonstruktionen immer wieder in die vorgezeichneten Bahnen lenkt. Potenziert werden die Möglichkeiten der programmatischen Standardisierung durch die elektronischen Kommunikationsmedien, da hierdurch komplexe Routinen – etwa als Computer gestütztes Controlling - ohne Zeitverlust in den Entscheidungsprozess mit eingebunden werden können.

Organisationsforschung und systemische Kontexturen

Unter dem Blickwinkel der vorangegangenen Ausführungen lässt sich das, was in Organisationen geschieht, nur begreifen, indem man Organisationen als eigenständige systemische Kontextur versteht. Für die rekonstruktive Organisationsforschung ist hieraus eine Reihe von Konsequenzen zu ziehen. Weder kann es hinreichen, die Interaktion bzw. den Aushandlungsprozesse zwischen Akteuren in den Mittelpunkt zu stellen, wie Anselm Strauss mit der *negotiated order* Perspektive vorschlägt (Strauss et al. 1963), noch lässt sich die Frage der institutionellen Rahmung machttheoretisch lösen, etwa in dem Sinne des Vorschlags von Philip Strong, dass der ranghöhere Akteur bzw. die statusmäßig überlegenere Akteursgruppe das Recht habe, über den Rahmen der Kommunikation zu bestimmen, um hierdurch seine bzw. ihre Machtstellung zu reproduzieren.⁴⁵ Aber ebenso wenig lässt sich das Geschehen im Sinne des

⁴¹ Siehe hierzu ausführlich Luhmann (2000, 261f.).

⁴² Die vielfach unter Anfängern zu hörende Selbstironisierung „Operation erfolgreich, Patient tot“ pointiert den programmatischen Handlungsbezug. Das Konditionalprogramm legt fest, was zu tun ist bzw. auch in Zukunft wieder zu tun ist und wo man besser nicht so genau hinschauen sollte. In diesem Sinne bestimmen Entscheidungsprogramme das, auf was eine Organisation zu achten hat, was sie intern als Aufgabe repräsentieren soll, was sie sich merken soll: »In beiden Formen, als Konditionalprogramme und Zweckprogramme, strukturieren Entscheidungsprogramme das Gedächtnis des Systems. Sie haben den für die Gedächtnisbildung unerlässlichen Vorteil, gut dokumentiert zu sein. Sie entscheiden darüber, was aus der Fallpraxis des Systems erinnert wird und was vergessen werden kann« (Luhmann 2000, 275).

⁴³ Als Ausnahme ist hier beispielsweise der Fall zu nennen, wenn die betroffenen Akteure selbst an einer Programmkommission teilnehmen.

⁴⁴ Insbesondere Marc Berg (/) weist in seinen Untersuchungen zur ärztlichen Arbeit darauf hin, dass die Aktenarbeit in der Regel dem Arzt-Patient-Gespräch vorgelagert sei. Entsprechend dürfe nun das ärztliche Entscheiden nicht mehr nur als mentaler Vorgang eines individuellen Arztes begriffen werden, sondern müsse als ein durch die Patientenakte und die Stationsroutinen gebahnter Behandlungsprozess verstanden werden. Das Denken und Handeln der Ärzte könne nur aus dieser sozialen Eingebundenheit heraus verstanden werden. Die Herstellung der Akte zeigt sich jedoch bei Berg ihrerseits selbst als ein aktiver, konstruktiver Prozess, denn unpassende Informationen müssten aussortiert werden und es müsse eine Hierarchie zwischen Wichtigem und Unwichtigem gebildet werden. Auch widersprüchliche Befunde würden schließlich im Arztbrief zu einer konsistenten Geschichte zusammengefasst werden, in der dann das bisher Geschehene *post hoc* Sinn ergebe. Die Patientenakte strukturiere einerseits ärztliches Handeln, andererseits sei sie selbst Artefakt des ärztlichen Handelns. Barret (1988) geht in seiner ethnografischen Analyse aus dem psychiatrischen Alltag noch einen Schritt weiter und stellt gar fest, dass die Krankheit „Schizophrenie“ erst über den Prozess des Dokumentierens und Schreibens konstruiert werde.

⁴⁵ Anlehnend an Goffmans Rahmenbegriff beschreibt Strong (2001) am Beispiel des Krankenhauses eine Reihe ritueller Formen, mit deren Hilfe es Ärzten gelänge, die Aushandlung von Kompetenzen und institutionellen Arrangements durch organisatorische Routinen abzukürzen.

Strukturfunktionalismus von Talcott Parsons (1951) auf institutionalisierte Rollengefüge reduzieren. Denn hierdurch würde vorschnell die differenztheoretische Perspektive getilgt, die den Akteurs- und Interaktionssystemen eine operationale Autonomie gegenüber der Organisation zugesteht.

Der Weg, den wir hier verfolgen, betont zum einen die Autonomie der jeweiligen Systemebenen. Organisationen, Interaktionen, das Bewusstsein der Akteure und die gesellschaftlichen Funktionssysteme, sind als jeweils verschiedene systemische Kontexturen anzusehen, die gleichzeitig bestehen, jedoch nicht in einer simplen Kausalbeziehung aufeinander zurückgeführt werden können. Sie stellen füreinander jeweils Umwelt dar. Als Kehrseite der Unabhängigkeit stellt sich nun für alle Systeme das Problem der Kontingenzbewältigung in den Vordergrund. Die Unsicherheit verlangt nach Interpretation dessen, was der Fall ist. Dies kann nun dadurch geschehen, dass von der jeweils einen Systemreferenz aus gesehen, mit den anderen Systemen gerechnet wird. Das jeweilige System modelliert also seine Umwelt, in der dann die anderen Systeme innen wieder vorkommen. Es erscheinen dann entsprechend differenzierte Sinnformen. Diese Kontextualisierungen zwischen den verschiedenen Systemreferenzen wird innerhalb der Kommunikation vollzogen und aktualisiert. Dies *zeigt* sich in den sprachlichen Handlungen der Organisationsmitglieder. In ihren Äußerungen lassen sich dann entsprechende Rahmungen, Rahmenwechsel, Distanzierungen, Unterscheidungen zwischen persönlicher Meinung und offiziellem Standpunkt, etc. feststellen. Im Sinne von Goffman (1996) lassen sich diese dann als eine Hierarchie von Einklammerungen, bzw. linguistische Muster von *de dicto* und *de re* Spezifikationen (Brandom 2000, 689ff.), charakterisieren.

Die üblichen Texte qualitativer Analysen (Interviews, Gespräche, Beobachtungsprotokolle) können auf diese Weise nun als Ausdruck verschiedener ineinander verschachtelter systemischer Kontexturen verstanden werden. Die in informeller Kommunikation zu vernehmenden Zuschreibungen an die jeweils andere Seite, wie auch die Selbst- und Fremdstereotypisierungen, geben dann in diesem Sinne wertvolle Hinweise auf bestehende Kontextualisierungen bzw. Grenzziehungen. Sie zeigen etwa auf, wie potentielle Konflikte in eine Form gebracht werden, die den operationalen Vollzug der Organisation (weit gehend) lässt, indem der Unmut nur in der Umwelt der Organisation, d. h. im Bewusstsein der Akteure bzw. in den ausgeflaggt Interaktionen stattfindet.⁴⁶ Die im Text vollzogenen Rahmungen und Einklammerungen erscheinen dabei zugleich als Elemente eines überindividuellen Orientierungsrahmens, die die Grenze zwischen Mikro und Makro, zwischen Bewusstsein und Gesellschaft transzendieren. Sie erscheinen als *Habitus* im Bourdieuschen Sinne (Bourdieu 1985).

Gesellschaftsstruktur und Semantik können nun zusammen gedacht werden. Sie reproduzieren sich in den Unterscheidungen, die in den aktuellen Kommunikationen getroffen werden. Die Frage der Rahmung wird für uns hiermit zum Schlüsselproblem der Textinterpretation. Wir brauchen uns im Hinblick auf die Kommunikation in Organisationen nicht mehr auf einen diffusen Begriff der Organisationskultur zu beschränken. Stattdessen können wir die systemischen Kontexturen nun auf einer mittleren Abstraktionsebene in den Blick nehmen, das heißt in Abstraktion von den Details der Themen und in Hinwendung auf die in der Behandlung der Themen zur Geltung kommenden Orientierungsrahmen. Wenn sich moderne Gesellschaften einerseits durch funktionelle Differenzierung auszeichnen und andererseits im Wesentlichen durch Organisationen konstituiert werden, dann muss diese grundlegende Disposition der Moderne auch als essenzieller Rahmen jeglicher kollektiver Praxis wahrgenommen werden. Um hier Uwe Schimank zu folgen: »So manche organisationstheoretischen Kontroversen erklären sich u. a. daraus, daß die einen, wenn sie allgemein von Organisation sprechen, Unternehmen, die anderen Verwaltungen im Kopf haben. Die nach wie vor spärlichen Untersuchungen über Schulen, Krankenhäuser, Forschungsinstitute, Sportvereine, Fernsehsender etc., also Organisationen weiterer gesellschaftlicher Teilbereiche, zeigen immerhin eines: daß es neben unbestreitbaren teilsystemübergreifenden Gemeinsamkeiten formaler Organisationen wichtige Unterschiede gibt, die sich auf Unterschiede zwischen den gesellschaftlichen Teilbereichen zurückführen lassen. Luhmanns Theorie gesellschaftlicher Differenzierung bietet für eine Ausarbeitung teilsystemspezifischer Organisationstheorien, die dann auch komparativ angelegt sind, eine sehr geeignete Basis«. Hierdurch könnten dann auch die »ad hoc Charakterisierungen der Umwelt

Hierdurch brauchten die grundlegenden „Ordnungen“ des Krankenhauses nicht ständig erneut verhandelt zu werden bzw. seien vor Infragestellung geschützt: Ärzte haben gegenüber den Patienten das Recht, jederzeit einen Rahmenwechsel einzuleiten, ebenso die Vorgesetzten gegenüber ihren Untergebenen. Hierdurch können Themen bestimmt, Kritik kanalisiert und Machtverhältnisse reproduziert werden, wobei je nach Bedarf auf zwei Klassen von Rahmen zurückgegriffen werden kann. Kommunikationen können durch eine bürokratische oder eine private Rahmung kontextualisiert werden.

⁴⁶ Wie André Kieserling am Beispiel von Klatschphänomenen aufzeigt, kann beispielsweise in der Kommunikation systematisch zwischen den Systemreferenzen von Interaktion zu Organisation und Interaktion zu Gesellschaft hin und her gewechselt werden, um beispielsweise die von der Organisation ausgeschlossene Gesellschaft in Form von Moral wieder einzubringen (Kieserling 1998).

von Organisationen« überwunden werden, die entweder – wie z. B. „Komplexität“ oder „Unsicherheit“ – viel zu abstrakt oder aber umgekehrt viel zu konkret ausfallen«. Stattdessen sollte es darum gehen »Strukturmuster und Probleme einer formalen Organisation auch darauf zurückzuführen, wie der Code und die Programmelemente des betreffenden gesellschaftlichen Teilsystems beschaffen sind« (Schimank 2000, 313).

Textinterpretation unter polykontexturalen Verhältnissen

Gesellschaft bietet Rahmungen an, auf die die Kommunikation in ihrer thematischen Entfaltung zurückgreifen kann. Umgekehrt aktualisiert die Kommunikation mittels der in ihr vollzogenen Unterscheidungen Rahmungen, die Gesellschaft in ihrer systemischen bzw. funktionalen Differenzierung reproduzieren. Die übliche Unterscheidung zwischen Mikro- und Makroebene hilft hier wenig weiter, denn die konkrete Lebenswelt des Akteurs kann hier nicht mehr dem Abstraktum der Gesellschaft gegenüber stehend gesehen werden, sondern ist nun als Gleichzeitigkeit eines kommunikativen Vollzuges zu verstehen und zu analysieren. Auch die schärfste Kritik am „System“ ist ein Vollzug von Gesellschaft, der Gesellschaft genau in der Form, wie sie sie vorfindet, reaktualisiert – etwa indem sich als informelle Kommunikation nicht entscheidungswirksame Kommunikation reproduziert. Die Akteurswelt (die „Bewusstseinsysteme“), die Interaktion unter Anwesenden, die Organisation wie auch die gesellschaftlichen Funktionssysteme sind hier als Koproduktion zu verstehen, in Anlehnung an Goffmans Essemble: als gemeinsame Aufführung (Goffman 2000, 73ff.).

Um hier abschließend nochmals zum Beispiel unseres Forschungsinterviews zurück zu kommen: Gerade die Kontingenz der Gesprächssituation, d. h. die prinzipielle Offenheit wie es weitergehen kann, führt zu Suchbewegungen nach einer Rahmung, wie sich die weitere Kommunikation entfalten kann. Auch wenn das Geschehen prinzipiell als kontingent zu betrachten ist, wird das Spektrum aktualisierbarer Möglichkeiten jedoch durch verschiedene Faktoren eingeschränkt. Grundsätzlich können nur die Semantiken als Sinn, bzw. als Rahmung aktualisiert werden, in die beteiligten Akteure durch ihre eigene Koproduktion von Bewusstsein und Gesellschaft verwickelt sind. Auf rudimentärer Ebene setzt dies etwa voraus, in Sprache sozialisiert worden zu sein. Im Hinblick auf die Aktualisierung spezifischer systemischer Rahmungen setzt dies jedoch eine Sozialisation in den jeweiligen Semantiken voraus. Nur ein Arzt wird die Logik differentialdiagnostischer Überlegungen naturwüchsig aktualisieren können. Nur wer an die Kommunikation der Massenmedien angeschlossen ist (was in modernen Gesellschaften allen Bürgern unterstellt werden kann), kann auf die aktuellen Themen Bezug nehmen. Nur wer als Mitglied in Organisationen sozialisiert wurde, weiß um die Bedeutung des Unterschieds zwischen Entscheidungskommunikation und informellen Interaktionen.

Wenngleich der theoretische Grenzfall denkbar ist, dass ein Interaktionssystem nur auf seine eigene Geschichte rekurriert, also eine eigene Sprache entwickelt und nur auf die von ihm selbst erfundenen Semantiken zurückgreift, wird reale Interaktion allein aus pragmatischen Gründen – wer hat schon die Zeit und die Muße sich auf ein solches Spiel einzulassen – zu ihrer Entfaltung immer schon auf bewährte Sinnangebote zurückgreifen müssen, also auf eingeführte Themen und Rahmungen, unter deren Blickwinkel diese Themen behandelt werden können. Das, was von den einzelnen Akteuren als Sinn aktualisiert wird, ist deshalb nie privat. Es ist immer eine *Koproduktion* mit der Gesellschaft, die sich ihrerseits nur polykontextural, das heißt als Koproduktion verschiedener systemischer Zusammenhänge, beschreiben lässt.

Das Material, was sich in einem Forschungsinterview offenbart, verweist entsprechend immer gleichzeitig auf Verschiedenes: Es stellt sich als Interaktionsgeschichte zwischen Informant und Forscher dar, die sich hier im Vollzug der Interaktion entfaltet. Es aktualisiert Themen, die durch die Massenmedien eingeführt wurden.⁴⁷ Es reproduziert institutionelle und organisationstypische Rahmungen, indem beispielsweise der Informant im Gespräch zwischen offizieller Position und persönlicher Meinung unterscheidet.⁴⁸ Es verweist auf Handlungslogiken unterschiedlicher gesellschaftlicher Funktionssysteme. Recht, Wirtschaft, Liebe, Politik, Medizin, etc. sind in der Kommunikation

⁴⁷ In diesem Sinne ist der Frageleitfaden des Forschers *nolens volens* immer auch ein Produkt des Zeitgeistes: »Das gilt auch für Soziologen, die ihr Wissen nicht mehr im Herumschlendern und auch nicht mit bloßen Augen und Ohren gewinnen können. Gerade wenn sie die sogenannten empirischen Methoden anwenden, wissen sie immer schon, was sie wissen und was sie nicht wissen – aus den Massenmedien« (Luhmann 1996, 9).

⁴⁸ In den Interviews kann die Differenz zwischen offizieller und privater Linie etwa dadurch nochmals konturiert wird, dass erst nach dem Ausschalten des Tonbandgerätes die private Version erzählt wird. Die Interviewinteraktion selbst erscheint dann in einen offiziellen und inoffiziellen Teil gespalten. Es können sich aber auch entsprechende Hinweise im Interview selber zeigen. Aussagen wie „diesen Satz aber jetzt nicht zitieren“ verweisen auf entsprechende Rahmenwechsel.

jederzeit aktualisierbar. Was in einer konkreten Interaktion jeweils als primärer Rahmen erscheint, darf dabei jedoch nicht im Sinne eines *top-down*-Prozesses verstanden werden, sondern entscheidet sich vor Ort durch die Selektion entsprechender Rahmen und Anschlüsse – es bleibt also Raum für *negotiated order*.⁴⁹ Ob ein Arzt beispielsweise im Hinblick auf eine prekäre Entscheidung der Logik des Rechtssystems folgt, also die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zu minimieren sucht, ökonomische Kriterien in den Vordergrund stellt, also die wirtschaftliche Überlebensfähigkeit seiner Einrichtung betrachtet, die Erfolgswahrscheinlichkeit einer therapeutischen Maßnahme in den Vordergrund stellt, oder einfach nur den Patienten nicht enttäuschen möchte, entscheidet sich auch in der Interaktion. Wenn die Interaktionspartner einander vertrauen gelernt haben, können beispielsweise kleine Rechtsvergehen in Kauf genommen werden. Man kann der Krankenkasse medizinische Gründe vortäuschen, um andere Maßnahmen bezahlt zu bekommen. Was sich jeweils als primärer Rahmen darstellt und was als sekundärer Rahmen erscheint, unterliegt selbst – um hier in traditionellen Begriffen zu sprechen – einem Aushandlungsprozess. Erst auf dieser Ebene entscheidet sich dann was thematisiert wird, was in passiver Negation thematisch bleibt, welche Zweck-Mittel-Relationen in den Vordergrund gestellt werden, und welche Kontexturen im Modus-des-als-ob unterlaufen werden. Erst in die Interaktion entscheidet sich, ob man die offizielle Linie verfolgt, oder ob man in Differenz zur Gesellschaft tritt,⁵⁰ indem dann beispielsweise Persönliches dagegehalten wird.⁵¹

Bei all diesen Prozessen verstehen wir das Verhältnis von Themen und Rahmen als ein dynamisches Wechselverhältnis zwischen Form und Medium.

Erst die Kommunikation bestimmt durch ihre Anschlüsse, was Vordergrund, was Hintergrund und was einfach „*unmarked space*“ darstellt. Die gesellschaftlichen Semantiken stellen dabei sozusagen *Eigenwerte* dar, die leicht angelaufen werden können. Sie erscheinen als *Medium*, das Themen liefert, wie auch Rahmen, in denen Themen behandelt werden können. Das, was jeweils angelaufen wird, ist weder zufällig noch notwendig. Die Akteure können nur solche Semantiken aktualisieren, in die sie bereits durch ihre eigene Koproduktion verwickelt worden sind.⁵² Sprache setzt Sprache voraus, Verstehen setzt Verstehen voraus. In diesem Sinne stellen Gespräche – auch Forschungsinterviews – immer ein Abtasten möglicher, bzw. aktualisierbarer Themen und Rahmen dar. Die Kommunikation tastet dabei selber ab, welche Kontexturen möglich sind, ob man die Sache offiziell oder inoffiziell behandeln kann, ob man lieber auf den common sense, d. h. auf kommunikative Wissensbestände, und als bekannt voraus zu setzende Rollenstereotype zurück greift, oder ob auf differenzierendere Semantiken angeschlossen werden kann, etwa an eine gemeinsame Interaktionsgeschichte, an »konjunktive Erfahrungsräume« (Mannheim 1980, 211).

Diskursorganisation und Datenerhebung

Diese Prozesse der Aushandlung der Rahmung lassen sich dann insbesondere in der Diskursorganisation aufzeigen. Unter Interaktionspartnern ist nicht ohne weiteres vorauszusetzen, dass von vornherein ein gemeinsamer Rahmen besteht. Unter Umständen ergibt sich dieser erst im Verlauf des Diskurses als Koproduktion, etwa indem im Modus These-Antithese-Synthese eine gemeinsame Orientierung ausgearbeitet wird. Möglicherweise bleiben Rahmeninkongruenzen bestehen, indem dann etwa im »divergenten Modus« zwei verschiedene Rahmungen unverbunden neben her laufen, bzw. in »oppositioneller Diskursorganisation« der Streit um die angemessene Rahmung in den Vordergrund der Interaktion rückt (Przyborski 2003). Die Form, in der dann die Rahmeninkongruenzen im

⁴⁹ Im Hinblick auf die Beziehung zwischen Gesellschaftsstruktur und Semantik heißt es bei Luhmann: »Eine (wie auch immer eingeschränkte und relativierte) „Ideenkausalität“ wird nicht behauptet. Das unterscheidet uns von Max Weber. Der Grund dafür liegt zunächst einfach in Beweisschwierigkeiten; im weiteren aber auch in der Vermutung, daß im historischen Prozeß nicht der Gehalt von Ideen, sondern allenfalls die Kontingenz von Ideen kausal wirken kann; daß man also nicht eine „downward causation“ annehmen sollte der Art, daß die Idee aus der Kultur in die Köpfe und von dort in die Hände und Zungen fährt, sondern eher davon ausgehen sollte, daß die Möglichkeit, anders zu sein, Aktivitäten stimuliert, aus denen der Erfolg systematisierbare Gehalte auswählt« (Luhmann 1998, 8).

⁵⁰ Wie an verschiedener Stelle schon angedeutet: Innerhalb des Luhmannschen Theoriedesigns läßt sich Gesellschaft nur in paradoxer Form als Einheit der Differenz beschreiben, als Gesellschaft der Gesellschaft, denn die Kommunikation der Differenz zur Gesellschaft stellt natürlich auch Vollzug von Gesellschaft dar.

⁵¹ Oder man kann wie der Mediziner Klaus Dörner es als ethische Maxime fordert, die Ärzlichkeit gegenüber der den institutionellen Interessen auszuspielen: »Einmal den Vorrang des ursprünglichen ärztlichen Behandlungszwecks auch um den Preis der Institutsschädigung zu verteidigen und zum anderen die Institution wieder überflüssig zu machen, sie – wenn auch meist nur in Teilfunktionen – aufzulösen und die Behandlung wieder an ihren natürlichen Ort (Patientenwohnung oder Praxis) zurückzubringen, was immer mein Ziel sein muß« (Dörner 2001, 206).

⁵² Um hier mit Bourdieu zu sprechen: Die Akteure produzieren den ihrem Feld entsprechenden Habitus. »Jeder weiß aus Erfahrung, daß das, was den Beamten des höheren Dienstes auf Trab bringt, den Wissenschaftler höchst kalt lassen kann, und daß die „Investitionen“ des Künstlers für den Bankier ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Das heißt mit anderen Worten, daß ein Feld nur funktionieren kann, wenn sich Individuen finden, die sozial prädisponiert sind, als verantwortliche Akteure zu handeln« (Bourdieu 1985, 75).

Einzelnen verhandelt werden, verweist nun wiederum auf bestimmte systemische Kontexturen, beispielsweise auf institutionalisierte machstrukturelle Verhältnisse, die den offenen Dissens riskanter und damit unwahrscheinlicher werden lassen.⁵³ Auch können Rahmen innerhalb eines Gesprächs gewechselt werden, falls der bestehende Rahmen die Kontingenz des Geschehens zu groß werden lässt. Wenn man beispielsweise im Gespräch nicht mehr auf Vertrauen bauen kann, kann auf eine formelle administrative Rahmung des Geschehens umgeschwenkt werden.

Die vorangegangenen Ausführungen haben nicht nur weit reichende Implikationen für die Interpretation qualitativer Daten, sondern auch für den Datenerhebungsprozess selber. Der Interviewer und Forscher erscheint nun selbst als Teil des Systems. Im Experteninterview entscheiden sein Verständnis und seine Situationsdefinitionen mit darüber, ob das Gespräch im Modus einer Belehrung über Trivialitäten gesprochen wird oder ob unter Voraussetzung eines gemeinsamen Wissens um die Probleme der Praxis, die Orientierungen gegenüber der Praxis angeführt werden können.⁵⁴ Selbst im Falle des narrativen Interviews nimmt er aktiv an dem Prozess um die Aushandlung von Themen und Rahmung teil. Die Fiktion einer interaktions- und gesellschaftsfreien Kommunikation kann hier selbst im Falle des narrativen Interviews nicht mehr aufrechterhalten werden. Um so mehr gewinnt auch in der Datenerhebung die Reflexion der jeweiligen systemischen Kontexturen an Bedeutung. Wenn es reine „Bewusstseinsysteme“ nicht geben kann, dann stellt sich die Frage, in welchem Koproduktionszusammenhang die Daten erhoben werden sollen, da jeweils Unterschiedliches aktualisiert wird, je nach dem ob man Gespräche unter *peers* führen lässt, Interaktionen in Organisationen beobachtet, oder im *setting* des narrativen Interviews die Konstruktion von Biografie anregt.

Baecker, Dirk (2000): Organisation als Begriff. Niklas Luhmann über die Grenzen des Entscheidens. *Lette International* 49, 97-101.

Baecker, Dirk (2001): *Wozu Kultur?* Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Baecker, Dirk (2004): *Wozu Soziologie?* Berlin: Kulturverlag Kadmos Berlin.

Barrett, Robert J. (1988): Clinical Writing and the Documentary Construction of Schizophrenia. *Culture, Medicine and Psychiatry*. 12, 265-299.

Bateson, Gregory (1992): *Ökologie des Geistes: Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bateson, Gregory/Bateson, Mary Catherine (1993): *Wo Engel zögern. Unterwegs zu einer Epistemologie des Heiligen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bohnsack, Ralf (1998): Rekonstruktive Sozialforschung und der Grundbegriff des Orientierungsmusters. S. 105 – 121 in: Siefkes, D. et al. (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Informatik. Kulturelle Praktiken und Orientierungen*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Bohnsack, Ralf (2001a): Dokumentarische Methode: Theorie und Praxis wissenssoziologischer Interpretation. S. 326-345 in: Hug, T. (Hrsg.), *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?* Baltmannsweiler: Schneider.

Bohnsack, Ralf (2001b): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. S. 225-252 in: Bohnsack, R. et al. (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. Opladen: Leske und Budrich.

Bohnsack, Ralf (2003): Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 6, 550-570.

Bourdieu, Pierre (1985): *Sozialer Raum und »Klassen«*. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1998): *Homo academicus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Brandt, Robert B. (2000): *Expressive Vernunft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Coleman, James S. (1992): *Grundlagen der Sozialtheorie*. Band 2. Körperschaften und die moderne Gesellschaft. München: R. Oldenbourg.

Dörner, Klaus (2001): *Der gute Arzt*. Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung. Stuttgart New York: Schattauer.

Elster, Jon (1990): Aktive und passive Negation. S. 163-191 in: Watzlawick, P. (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. München Zürich: Piper.

Fischer, Christoph (1981): Träumen Sie nach Freud oder Jung? *Psychologie Heute* 8, 30-36.

Fuchs, Peter (2001): *Die Metapher des Systems*. Studien zu der allgemein leitenden Frage, wie sich der Tänzer vom Tanz unterscheiden lasse. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Goffman, Erving (2000): *Wir alle spielen Theater*. Die Selbstdarstellung im Alltag. München Zürich: Piper.

Goffman, Erving (1996): *Rahmen-Analyse*. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Günther, Gotthard (1978): *Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik: die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen*. Hamburg: Meiner.

Hermann, Anja (2004): *Kommunikativer Umgang mit den Möglichkeiten und Grenzen maximal-invasiver medizinischer Behandlung von Knochen- und Weichgewebesarkomen auf einer chirurgischen Station einer onkologischen Spezialklinik*. Dissertation, eingereicht am Fachbereich Psychologie und Erziehungswissenschaften, Freie Universität Berlin. Berlin.

Hill, Paul B. (2002): *Rational-Choice-Theorie*. Bielefeld: Transcript.

⁵³ Im Sinne von Luhmann lässt sich Macht hier als die Chance sehen, jemandem den eigenen Code (mehr oder weniger unbemerkt) aufzwingen zu können (vgl. Luhmann 2003).

⁵⁴ In diesem Zusammenhang sei nochmals auf Meuser (1994) verwiesen.

- Hirschauer, Stefan (2003): Konstruktivismus. S. 102-104 in: Bohnsack, R. et al. (Hrsg.), Hauptbegriffe Qualitativer Forschung. Opladen: Leske & Budrich.
- Japp, Klaus P. (1993): Zur Soziologie des fundamentalistischen Terrorismus. Soziale Systeme 9, 54-86.
- Kaehr, R. (1993): Disseminatorik: Zur Logik der ‚Second Order Cybernetics‘. Von den ‚Laws of Form‘ zur Logik der Reflexionsform. S. 152-196 in: Baecker, D. (Hrsg.), Kalkül der Form. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kieserling, André (1998): Klatsch: Die Moral der Gesellschaft in der Interaktion unter Anwesenden. Soziale Systeme 4, 387-411.
- Kieserling, André (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Knoblauch, Hubert (2000): Frame Analysis. S. 171-176 in: Kaesler, D./Vogt, L. (Hrsg.), Hauptwerke der Soziologie. Stuttgart: Kröner Verlag.
- Luhmann, Niklas (1969): Legitimation durch Verfahren. Neuwied: Luchterhand.
- Luhmann, Niklas (1992): Beobachtungen der Moderne. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1993): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1998): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der Gesellschaft. Band 1. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000): Organisation und Entscheidung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (2003): Macht. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Meuser, Michael/Nagel, Ulrike (1994): Expertenwissen und Experteninterview. S. 180-192 in: Hitzler, R. et al. (Hrsg.), Expertenwissen: die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, Armin (1998): Gesellschaftstheorie und empirische Forschung über die "methodologischen Vorbemerkungen" in Luhmanns Gesellschaftstheorie. Soziale Systeme 4, 199-206.
- Ortmann, Günther/Sydow, Jörg/Türk, Jörg (2000): Organisation, Strukturation, Gesellschaft: Die Rückkehr der Gesellschaft in die Organisationstheorie. S. 15-34 in: Ortmann, G. et al. (Hrsg.), Theorien der Organisation. Die Rückkehr der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Parsons, Talcott (1951): The Social System. London: Routledge and Kegan.
- Prigogine, Ilya (1979): Vom Sein zum Werden. München Zürich: Piper.
- Przyborski, Aglaja (2003): Formen der Sozialität und diskursive Praxis. Organisationsprinzipien von Kollektivität in Diskursen – eine empirische Rekonstruktion. Dissertation, eingereicht an der Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften der Universität Wien. Wien.
- Rosenstiel, Lutz von (2003): Organisationsanalyse. S. 224-237 in: Flick, U. et al. (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt.
- Schimank, Uwe (2000): Zur Verknüpfung von Gesellschafts- und Organisationstheorie. S. 312-314 in: Ortmann, G. et al. (Hrsg.), Theorien der Organisation. Die Rückkehr der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schütz, Alfred (2004): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Konstanz: KUV.
- Strauss, Anselm/Schatzman, Leonard/Ehrlich, Danuta/Bucher, Rue/Sabshin, Melvin (1963): The hospital and its negotiated Order. S. in: Freidson, E. T. h. i. m. s. (Hrsg.), London: Free Press.
- Strong, Philip M. (2001): The ceremonial order of the clinic. Parents, doctors and medical bureaucracies. Aldershot Burlington Singapore: Ashgate.
- Vogd, Werner (2004): Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität: Eine qualitativ rekonstruktive Studie. Berlin: VWF.
- Watzlawick, Paul (1994): Münchhausens Zopf - oder Psychotherapie und „Wirklichkeit“. München Zürich: Piper.
- Willems, Herbert (1997): Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodologischen Ansatz von Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.